

Broder über rassistische Witze, Schischkin über Chodorkowski

Nummer 2 – 9. Januar 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Die falsche Akte Grüninger

Wie viel Geschichtsklitterung darf sich ein Schweizer Film erlauben?

Von Rico Bandle

Berner Türke im Olymp des Rock'n'Roll

Das erstaunliche Leben des Ahmet Ertegun.

Von Tom Kummer

Hymne auf Irland

Warum die Insel der Lebenskünstler begeistert.

Von Gabrielle Alioth



Andreas Caminada,
3 Michelin-Sterne,
19 Gault-Millau-Punkte

«Zu Hause habe ich ihn ganz für mich allein.»
Der Combi-Steam XSL von V-ZUG



Ob Andreas Caminada mit seiner Kochkunst seine Gäste oder sich selbst verwöhnt: Der Combi-Steam XSL von V-ZUG sorgt für perfekte Ergebnisse. Da sich die Dampftemperatur von 30 bis 100 °C präzise einstellen lässt, gelingt Vakuum-Garen auf einfache Art auch zu Hause. Entdecken Sie das einzigartige, gesunde Genusserlebnis der Innovation Vacuisine® von V-ZUG. Mehr erfahren Sie unter vzug.ch/lifestyle

Intern

Bald werden die Scheinwerfer der Welt auf das südrussische Sotschi am Schwarzen Meer gerichtet sein, wo in weniger als einem Monat die Olympischen Winterspiele beginnen. Ein gigantisches Sportfest steht bevor. Doch manche sehen lieber die Schatten. Inspiriert von SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr, fordern nicht nur linke, sondern überraschenderweise auch bürgerliche Schweizer Politiker, der Bundesrat solle die Spiele boykottieren. Warum nur? Die Boykott-Anhänger seien getrieben von mehr oder weniger offen artikulierten antirusischen Gefühlen, die ironischerweise an den Kalten Krieg erinnerten, schreibt Inlandchef Philipp Gut in seinem Kommentar (Seite 9). In einem weiteren Text unseres kleinen Russland-Schwerpunkts erörtert Ausland-Analyst Hansrudolf Kamer die Terrorgefahr während der Spiele (Seite 15). Der bekannte russische Autor Michail Schischkin wiederum fragt, ob



Schweizer Exil: Ex-Oligarch Chodorkowski.

der kürzlich begnadigte Politiker und ehemalige Oligarch Michail Chodorkowski als Privatmann ins Schweizer Exil gezogen ist – oder ob er nicht vielmehr, wie vor ihm Lenin und andere prominente russische Dissidenten, von hier aus folgenreiche politische Umsturzpläne schmiedet (Seite 33). Schliesslich verrät unsere Gesellschaftskolumnistin Hildegard Schwaninger, wo russische Prominente am 13. Januar in der Schweiz das russische Neujahr feiern (Seite 60).

Mit dem zweiten Teil der Familiensaga der Filmdynastie Fueter verabschiedet sich René Lüchinger von der *Weltwoche*. Bereits am 1. Ja-

nuar hat er die Chefredaktion des *Blicks* übernommen. Als wir Marc Walder anfragten, ob Lüchinger die längst geplante Serie dennoch in der *Weltwoche* publizieren dürfe, sagte der Ringier-CEO sofort und unkompliziert: «Ja.» René Lüchinger, von Haus aus Historiker, hat



Neuer Blick-Chef: René Lüchinger.

die *Weltwoche* in den vergangenen Jahren zunächst als Wirtschaftschef, später als freier Autor mit seinen kundigen ökonomischen Analysen, aber auch mit Porträts und historischen Stoffen geprägt. Wir gratulieren dem Kollegen zu seinem neuen Job, danken ihm herzlich für die hervorragende Arbeit und wünschen ihm für die Zukunft viel Glück und Erfolg. Seite 50

Das alternative Zürcher Kulturzentrum Rote Fabrik muss sparen. So stand es kurz vor Weihnachten im *Tages-Anzeiger*, in der *NZZ* und in der *Schweiz am Sonntag*. Als Grund für die Finanzprobleme nannten die Vertreter des Kollektivs, das mit dem Betrieb betraut ist, einen Brand im Jahr 2012, der Auftritte von bekannten Bands verunmöglicht habe. Unser Redaktor Christoph Landolt misstraute der offiziellen Version, deckt doch die obligatorische Feuerschutzversicherung in der Regel nicht nur Sachschäden, sondern auch Einnahmeausfälle. Und tatsächlich stellte sich die Geschichte vom Brand als Ausrede der Betreiber heraus. Die einst üppigen liquiden Mittel der hochsubventionierten Kulturinstitution in Zürich Wollishofen sind mitnichten ein Raub der Flammen geworden – in Wahrheit ist das Geld für den aufgeblähten Mitarbeiterapparat draufgegangen. Oder es ist einfach verschwunden. Seite 26

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





«Parc & Diamond»

Diamanten-Seminar

Erfahren Sie das Geheimnis des «Königs der Edelsteine» und erhalten Sie Einblick in die Kunst der Diamanten-Bewertung.

In diesem exklusiven Diamanten-Seminar der Beyer Chronometrie, des traditionsreichsten und ältesten Uhren- und Schmuckgeschäfts der Schweiz, in Zusammenarbeit mit dem Fünf-Sterne-Hotel «Park Weggis», erhalten Sie einen Einblick in die Welt der Diamanten.

Durch das Seminar führt Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedeateliers bei Beyer. Er bringt den Teilnehmern das Wunder der seltenen Steine näher: «In zwei Stunden wird zwar niemand zum Gemmologen», sagt Mutschler. «Aber jeder kann danach mit seinem Wissen Diamanten richtig be-

urteilen.» Die Teilnehmer lernen, Steine zu differenzieren, Qualität zu erkennen, Zertifikate zu interpretieren und die verschiedenen Angebote richtig einzustufen. Mit diesem Grundwissen ist jeder in der Lage, sich beim Kauf eines Diamanten ein objektives Bild zu machen.

PROGRAMM

Samstag, 18. Januar 2014

Individuelle Anreise zum Hotel «Park Weggis»

16.30 Uhr

Kursbeginn mit Willkommens-Apéritif, 2-stündiges Diamantenseminar in der «Aquarius Hall» mit Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedeateliers bei Beyer und Diamantspezialist

20 Uhr

Diamanten-Apéritif mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 1500.–.

Vier-Gang-Abendessen im Restaurant «Sparks»

Sonntag, 19. Januar 2014

Frühstück

Individuelle Abreise



Der ausgewiesene Fachmann Carlo Mutschler gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Edelsteine.

Weltwoche-Spezialangebot

Diamanten-Seminar «Parc & Diamond»

Samstag, 18. Januar 2014 mit einer Übernachtung im Fünf-Sterne-Superior-Hotel «Park Weggis»

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

Übernachtung im DZ: Fr. 423.– pro Person
Übernachtung im EZ: Fr. 475.– pro Person
Aufpreis von Fr. 46.– pro Person bei Bestellung eines China-Festival-Sonntagsbrunchs.

Im Arrangementpreis enthalten sind:

Willkommensaperitif, 2-stündiges Diamantseminar, Diamanten-Apéritif nach dem Seminar, mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 1500.–, 4-Gang-Abendessen im Restaurant «Sparks» (ohne Getränke), Übernachtung mit Frühstück.

Veranstaltungsort

«Park Weggis», Hertensteinstrasse 34, 6353 Weggis, www.parkweggis.ch

Anmeldung

per E-Mail an: [Katrin Ulrich, PR & Sponsoring bei Beyer Chronometrie](mailto:Katrin.Ulrich@beyer-ch.com), unter katrin.ulrich@beyer-ch.com
Die Platzzahl ist beschränkt.
Die Anmeldungen werden nach Eingangsdatum berücksichtigt.
www.beyer-ch.com

www.weltwoche.ch/platinclub

Sintflut

Die Wirtschaft macht auf Weltuntergang. Dabei sind die bilateralen Verträge nur Verträge. Von Roger Köppel

Dieser Tage traten die mächtigsten Schweizer Wirtschaftsverbände vor die Medien, um in geradezu unheimlicher Geschlossenheit die «SVP-Abschottungsinitiative» zu zerzausen. Die Front war wasserdicht. Abweichende Meinungen gab es nicht. Die organisierte Wirtschaft mochte nicht einmal den Anflug eines Hauchs eines Problems hinter der Tatsache erkennen, dass seit Einführung der Personenfreizügigkeit rund 80 000 Menschen jährlich netto in die Schweiz einwandern, der Grossteil davon in wenig qualifizierten Berufen beschäftigt, einem erheblichen Arbeitslosigkeitsrisiko ausgesetzt, sollte die jetzt brummende Konjunktur einmal nachlassen, was so sicher ist wie das Amen in der Kirche, mit der Folge, dass spätestens dann die schon heute überlasteten Sozialwerke noch mehr in die Bredouille geraten, was übrigens vor allem die Unternehmen, die von den Verbänden angeblich vertreten werden, durch höhere Abgaben zu berappen hätten.

Nichts davon. Die Wohlstand erzeugende, segensreiche Genialität der Personenfreizügigkeit wird mit Arien und millionenschweren Kampagnen besungen. Personenfreizügigkeit oder die Sintflut.

Nach Lektüre der vierzehneitigen Dokumentation, mit denen die Verbände für ihr Anliegen werben, muss dem Leser angst und bange werden. Alles, was die Schweiz ausmacht, geht den Bach runter, sollte die «SVP-Abschottungsinitiative» angenommen werden. Eine grössere Katastrophe ist nicht denkbar. Namenloses Elend droht.

Letztmals vor der EWR-Abstimmung 1992 hat man die Führer der Wirtschaftsverbände derart einhellig den Untergang beschwören sehen. Sie ziehen alle Sterberegister: Innovationskraft, Freiheit, Arbeitsmarkt und Forschung sind bei einem Ja akut gefährdet. Die Hotellerie muss ums Überleben ringen. Die Zukunft des hiesigen Versicherungswesens ist ungewiss. Wenn die SVP gewinnt, kann das Obst nicht mehr gepflückt werden, und die Nutztiere verkümmern einsam auf der Weide.

Die Schweiz muss, hämmern uns die Verbände weiter ein, aber auch um Wissenschaft und Forschung fürchten. Die «hochwertige medizinische Versorgung» steht vor dem Sturz ins «Mittelmass». Im Fall einer Annahme, mahnt drohend der Textilverband, denke man darüber nach, Unternehmensteile



«Mit Brachialgewalt am falschen Thema.»

ins Ausland zu verlagern. Der Gewerbeverband, noch eins drauflegend, sieht sowjetische Verhältnisse aufziehen und warnt vor «staatlicher Planwirtschaft».

Panikmache treibt die Wortwahl: «fatal», «fatale Folgen», «gefährlich», «schädlich», «massiv negativ», «riesige Verunsicherung», «ins Mark getroffen», «Gefahr», «ernsthafte Gefahr», «russisches Roulette», «verheerende Auswirkungen».

Stehen die fremden Armeen schon vor der Tür?

Konkret geht es darum, dass die Initiative ein Migrationssystem wiedereinführen will, das so unsowjetische Staaten wie die USA, Kanada oder Australien seit Jahrzehnten als brauchbar betrachten, ohne unter einem Exodus an Unternehmen oder grassierendem Arbeitskräftemangel zu leiden. Der Staat soll

künftig einfach in Absprache mit der Wirtschaft vernünftige Grössenordnungen der Zuwanderung festlegen.

Ich glaube nicht, dass die Wirtschaftsverbände recht haben. Ich glaube nicht, dass die Schweiz untergeht, wenn sie wie die meisten Staaten der Welt und wie die EU ihre Migrationspolitik wieder selber in die Hand nimmt. Was ich aber sicher weiss: Die Schweiz kann eine Netto-Zuwanderung von 85 000 Menschen jährlich auf Dauer nicht verkraften. Das heutige Modell ist nicht nachhaltig. Das spürt instinktiv doch jedes Kind.

Die Masseneinwanderungsinitiative fordert nachweislich keine «Abschottung», sondern eine massvolle Steuerung, die politisch erst noch zu gestalten wäre. Man kann das nachlesen. Woher dann die schrille Polemik? Die merkwürdige Aufgekratzttheit der Verbände ist möglicherweise ein Nachbeben jenes psychologischen Traumas der Minder-Initiative, das nun endlich überwunden werden soll – mit Brachialgewalt am falschen Thema.

Zwischen Staaten mit eigenen Sozialwerken und einem merkbaren Wohlstandsgefälle sowie erheblichen kulturellen Unterschieden kann es keinen «freien Personenverkehr» geben, der sich allein nach kurzfristigen unternehmerischen Interessen richtet.

Es gibt in der Geschichte kein Beispiel für den nachhaltigen Erfolg des von der Wirtschaft derzeit so forciert bejubelten Modells der offenen Personengrenzen.

Die Fakten belegen das Gegenteil. Wenn ein reiches Land seine Grenzen unvorsichtig öffnet, ist ein Zustrom aus ärmeren Ländern logisch und unvermeidlich. Er dauert so lange, bis sich das Wohlstandsniveau des reicheren Landes so weit gesenkt hat, dass es für die Menschen aus den ärmeren Ländern keine Anreize mehr gibt auszuwandern.

Ich glaube also nicht, dass die Verbände recht haben. Aber wirklich verheerend wäre es aus ganz anderen Gründen, wenn sie denn recht hätten. Dies würde bedeuten, dass die Schweiz ein schwacher, von der EU wie von einer Droge abhängiger Pseudo-Staat wäre, verstrickt in Sachzwänge, denen er macht- und alternativlos gegenübersteht.

Wäre es so schlimm, wie die Verbände behaupten, und wäre die Schweiz tatsächlich auf Gedeih und Verderb der heutigen Personenfreizügigkeit und den bilateralen Verträgen ausgeliefert, wie es hier brandschwarz an die Wand gemalt wird, dann hätte man diese Verträge nie unterschreiben, dann hätte sich der Bundesrat nie dafür einsetzen sollen. Keine Regierung darf Verträge unterzeichnen, deren Kündigung ihr Land umbringt.

Die Verbände irren, zum Glück. Die «bilateralen Verträge» sind nicht Herz und Seele der Schweiz. Es sind nur Verträge. Die wie alle Verträge neu verhandelt oder nötigenfalls gekündigt werden können.





Höhere Sphären: Schneider-Ammann. Seite 24



Land der Lebenskünstler: Irland. Seite 48



Comeback des Disco-Glammers: Seite 62



Petite Gilberte: Anne-Marie Blanc. Seite 50

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Sotschi einfach!**
- 9 **Im Auge Nigella Lawson, Fernsehköchin**
- 10 **Altersvorsorge Rentente**
- 10 **Bundeshaus Mehr schwänzen**
- 10 **Schweiz Forscht weiter!**
- 11 **Personenkontrolle Häuptli, Fehr, Burkhalter, Zimmermann, Landolt, Fischer, Hefti**
- 11 **Nachruf Eusébio da Silva Ferreira, Fussballer**
- 12 **«Spielen Sie den Kranken»**
Auf Ermittlungstour mit Sozialinspektor Fabian Albisser
- 14 **Die Deutschen Autobahnen**
- 14 **Wirtschaft Bazillus des Regierens**
- 15 **Ausland Putins Terrorabwehr unter Druck**
- 16 **Mörgeli Tschäppät und die Italiener**
- 16 **Bodenmann Akzeptieren statt antizipieren**
- 17 **Medien Sex mit einem Einwanderer**
- 17 **Gesellschaft Heiratsantrag**
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Die falsche Akte Grüniger

Der neue Spielfilm manipuliert historische Fakten

24 Minister Unfreisinn

Bundesrat Johann Schneider-Ammanns bescheidene Bilanz

26 Rote Zahlen

Misswirtschaft im Zürcher Kulturzentrum Rote Fabrik

28 Nicht der Witz, die Realität ist rassistisch

Henryk M. Broder zur Affäre um Alexander Tschäppät

30 Entlassung ohne Grundlage

Fall Mörgeli: Die Rolle der Bildungsdirektorin (Serie, Teil 7)

33 Essay Michail Chodorkowski: Privatmann oder Dissident?

34 Traumstart

2014 – Gute Nachrichten aus dem taufrischen Jahr

36 Im Reich des Präsidenten

Jacob Zuma führt Südafrika in den Sumpf der Korruption

38 Berner Türke im Olymp des Rock'n'Roll

Ahmet Ertegin schrieb Musikgeschichte in den USA

44 «Dunkle, gefährliche Utopie»

Stromstösse im Kopf können Krankheiten heilen

47 Berufe Zielquoten zur Erhöhung des Frauenanteils

48 Hymne auf Irland

Die grüne Insel, die den Dichter Heinrich Böll inspirierte

50 Vom Heimatfilm zum Oscar

Die Familie Fueter und die angeheiratete Anne-Marie Blanc im Zweiten Weltkrieg (Serie, Teil 2)



«Greatest record man who ever lived»: Musikpionier Ertegin. Seite 38

Interview

38 Der Sultan des Pop

Ahmet Ertegin, Sohn eines türkischen Ex-Botschafters in Bern, gründete in den USA eines der erfolgreichsten Plattenlabels der Musikgeschichte

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Blut ist am Schuh

56 Bestseller

56 Literatur Monika Marons Bilanz einer zerstückelten Biografie

57 Klassik Sopranistin Netrebko und Tenor Kaufmann retten das Verdi-Jahr

57 Jazz George Gruntz Concert Jazz Band

58 Top 10

58 Kino «Diana»

59 Fernseh-Kritik 40 Jahre «Kassensturz»

60 Namen Wodka, kalt gestellt

61 Hochzeit Melanie Meier und Patrick Mathez

61 Thiel Politik macht reich

62 Stilkritik Disco liegt in der Luft

63 Die Liste Seifen für Rutschfeste

63 Klassiker Sparschäler «Rex»

63 Hat das Stil? Jeroen van Rooijen antwortet

64 Wein «Vinfox», Wein-Einkaufsführer

64 Zu Tisch Wolfgang Pucks «Californian Cuisine»

65 Auto Audi RS6 Avant

66 MvH trifft Andreas Caminada, Koch

Autoren in dieser Ausgabe

Michail Schischkin



Schischkin, geboren 1961, zählt zu den wichtigsten Schriftsteller Russlands. In seinem Essay schreibt er über den begnadigten Regime-

kritiker Michail Chodorkowski und über die Vorliebe von russischen Revolutionären und Dissidenten für die Schweiz. Seite 33

Margit Osterloh



Die Ökonomin ist Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich und Gastprofessorin an der Zeppelin-Universität

in Friedrichshafen. In ihrer Replik schreibt sie, warum sie Zielquoten zur Erhöhung des Frauenanteils in technischen Berufen für sinnvoll hält. Seite 47

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Die Souffleure des intelligenten Tischgesprächs.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.

DIE  **WELTWOCH**



Sotschi einfach!

Von *Philipp Gut* — Linke Schweizer Politiker marschieren rückwärts in den Kalten Krieg, Bürgerliche folgen ihnen brav: Ein Boykott der Olympischen Spiele wäre einseitig und geschichtsblind.



Christoph Mörgeli (SVP)



Jacqueline Fehr (SP)



Christophe Darbellay (CVP)



Ursula Haller (BDP)



Gerhard Pfister (CVP)



Kathy Riklin (CVP)

Man reibt sich die Augen. Zunächst das linke und dann das rechte. Linkspolitiker wie SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr fordern den Bundesrat auf, die Olympischen Winterspiele im südrussischen Sotschi zu boykottieren. Fehr begründet ihren Vorstoss mit der angeblichen oder tatsächlichen Lage der Menschenrechte in Russland. Bürgerliche Politiker ziehen nach. Als befände sich dort das Herz der Finsternis, rät BDP-Nationalrätin Ursula Haller dem Bundesrat von einer Reise ans Schwarze Meer ab. Nicht einmal Sportminister Ueli Maurer (SVP) soll gemäss der Thunerin nach Sotschi fliegen.

Aufwallung antirussischer Gefühle

Andere bürgerliche Politiker wie Roland Rino Büchel, Christoph Mörgeli (beide SVP), Christophe Darbellay, Kathy Riklin oder Gerhard Pfister (alle CVP) möchten wenigstens die Teilnahme von Bundespräsident und Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) verhindern.

Originell ist die Boykott-Idee der Schweizer Politiker nicht. Der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck kündigte an, er wolle den Spielen fernbleiben. In London und anderen Städten gingen Menschen auf die Strasse. Würde rein finanzpolitisch argumentiert, könnte man die Zurückhaltung noch verstehen. Doch offensichtlich geht es um anderes und mehr:

Von links bis rechts gönnt man sich in erstaunlicher Einigkeit eine Aufwallung mehr oder weniger offener antirussischer Gefühle. Und dies über zwei Jahrzehnte nach der Implosion des totalitären Sowjetsystems.

Als 1980 die Olympischen Sommerspiele in Moskau stattfanden – Jacqueline Fehr war damals immerhin siebzehn –, fiel es keinem Schweizer Linken auch nur im Traum ein, den Boykott der Amerikaner und anderer westlicher Länder zu unterstützen, die damit gegen den Einmarsch der Sowjets in Afghanistan protestierten. Dabei war die Sowjetunion ein atomwaffenstarreres Unrechtsregime, das Millionen eigener Bürger in die Zwangslager des Gulags steckte und umbrachte und das nebenbei halb Europa unterjochte.

Auf der Kippe ins Satirische stehen die bürgerlichen Politiker, die sich dem linken Boykottumzug anschliessen. Bald werden sie den entspannten Zeitgenossen, die im heutigen Russland nicht partout ein Teufelsreich erblicken, «Sotschi einfach!» zurufen, wie es früher «Moskau einfach!» hiess. Der Anti-Russland-Moralismus ist einseitig, selbstgerecht, geschichtsblind. Mit dieser rigiden Einstellung wäre ein Grossteil der Landkarte auf allen Kontinenten dieser Erde Sperrzone für Schweizer Politiker. Russland wird auch die jüngsten Anfeindungen verkraften.

Auf Schokoladetrip



Nigella Lawson, Fernsehköchin.

Als Kind musste sie neunmal die Schule wechseln, sie hatte einen gestrengen Vater. Und vielleicht stimmt es ja, dass der Inhalt der Handtasche mehr über die Frau erzählt als eine Psychoanalyse, jedenfalls öffnete die berühmte Fernsehköchin Nigella Lawson, 54, ihre Bag arglos vor der Interviewerin. Zum Vorschein kam eine Kehrrichtablage im Kleinformat: Zigaretten und gerauchte Stummel, gebrauchte Taschentücher, verschmierte Lippenstifte, zerfledderte Portemonnaies, Biskuitreste, Brosamen, Kreditkarten, gnädig überstreut von Asche. Nigella ist eine chaotische Lady, und sie ist beim Publikum deshalb so populär, weil sie selber gerne isst und man das ihren Kurven ansieht. Ihre Kochbücher erreichen Millionenauflagen. Als aber ihr Ehemann, der Kunstsammler und frühere Starwerber Charles Saatchi, ihr vor einem Fischrestaurant an die Gurgel ging, dokumentiert von einem Paparazzo, steckte nichts Gastronomisches dahinter, sondern es war die letzte Szene einer gescheiterten Ehe.

Die Trennung lief diskret arrangiert über die Bühne, und die beiden zogen sogar noch einmal gemeinsam vor Gericht, gegen ihre früheren Bediensteten, die italienischen Schwestern Francesca und Elisabetta Grillo, die sie als diebische Elstern verklagten. Die Grillo-sisters konnten frei über die Haushalt-Kreditkarte verfügen und hatten Kleider, Urlaubsflüge und andere persönliche Dinge auf Konto ihrer Arbeitgeber abgebucht, zusammengeläppert 685 000 Pfund, rund eine Million Franken. Die Grillos behaupteten, das sei Schweigegeld gewesen für das heimliche Koksen der Küchenfee. Das Gericht sprach die beiden Perlen kurz vor Weihnachten frei, weil Nigella die Ausgaben gebilligt und Saatchi die Abrechnungen unterschrieben habe, und Grosszügigkeit ist nicht strafbar. Mrs Lawsons Vater muss sich sehr geärgert haben: Nigel Lawson, heute 81, war Margaret Thatchers Schatzkanzler und Exekutor der eisernen Sparprogramme, die Grossbritannien vor dem Staatsbankrott retteten. Er nahm danach dreissig Kilo ab und schrieb ein Diätbuch. Nigella schleckte viel Schokolade und geht wieder auf Sendung. *Peter Hartmann*

Rentenente

Von Markus Schär — Haben die Gewerkschafter das Prinzip der AHV verstanden?

Zehn Prozent mehr AHV für alle! Das fordert der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB) mit seiner Volksinitiative «AHV plus», die er vor Weihnachten in der Zeit der Geschenke einreichte und diese Woche an seiner Jahresmedienkonferenz bewarb, weil er die Debatte um die Altersvorsorge 2020 von Bundesrat Alain Berset in seine Richtung drängen will. Woher das Geld für die höheren Renten kommt, brauche uns vorläufig nicht zu kümmern, betont SGB-Präsident und SP-Ständerat Paul Rechsteiner. Hauptsache, die erste Säule wird gestärkt, denn die AHV biete – so der Kampfruf der Gewerkschafter – «das weit bessere Preis-Leistungs-Verhältnis» als die zweite Säule, also viel mehr Rentenfranken pro Beitragsfranken.

Glaserberg finanziert ganz Rüschiikon

Richtig daran ist: Bei den Pensionskassen, wo im Prinzip jeder für sich selber spart, versickert zu viel Geld in der Vermögensverwaltung. Alles andere ist so falsch, dass nicht einmal das Gegenteil stimmt. Die AHV, die von jenen im Arbeitsleben nimmt und jenen im Ruhestand gibt, hält als Vermögen nur etwa die Ausgaben eines Jahres; sie hat also weit geringere Kosten für die Verwaltung. Und vor allem sorgt nicht jeder für sich vor, sondern zahlt schon ab einem durchschnittlichen Einkommen für die anderen mit.

Die Minimalrente beträgt derzeit monatlich 1170 Franken, die Maximalrente das Doppelte, also 2340 Franken. Die Höhe der Rente hängt vom Durchschnittseinkommen ab, allerdings nur bis zu jenem Einkommen, das zur Maximalrente berechtigt: gegenwärtig rund 85 000 Franken. Wer mehr verdient, hat das miserabelste Preis-Leistungs-Verhältnis überhaupt: keinen Rentenfranken mehr trotz viel mehr Beitragsfranken. Auch Glencore-Chef Ivan Glaserberg erhält dereinst nur 28 080 Franken im Jahr. Er bezahlt aber, wenn er eine halbe Milliarde kassiert, darauf AHV-Beiträge von 42 Millionen, er finanziert also mehr als alle Rentner seiner Wohngemeinde Rüschiikon.

Was das bedeutet, erklärte der deutsche Wirtschaftswissenschaftler und SPD-Vordenker Bert Rürup in der *Weltwoche* (Nr. 45/12): «In der Schweiz haben Sie den grossen Vorteil, über die AHV zugleich einen wichtigen Beitrag der Einkommensumverteilung von Reich zu Arm zu organisieren.» Denn über 85 000 Franken Einkommen wirke der konstante AHV-Beitragsatz wie eine Steuer. Sind die Schweizer Gewerkschafter so dumm, dass sie das nicht wissen? Natürlich nicht: Sie verkaufen nur das Stimmvolk für dumm.

Mehr schwänzen

Von Florian Schwab — Das Fehlen im Parlament hat einen schlechten Ruf. Zu Unrecht.

Derzeit werden in verschiedenen Medien wieder einmal Listen herumgereicht mit den Parlamentariern, die am häufigsten bei Abstimmungen ferngeblieben sind.

Nun kann man es menschlich nachvollziehen, wenn ein Mitglied des Nationalrats lieber einen Spaziergang durch die malerische Berner Altstadt unternimmt, als an einer Parlamentsabstimmung zum Thema «obligatorischer Schneesporttag in der Oberstufe» teilzunehmen. Doch auch bei ökonomischer Betrachtung ist es oft produktiver, wenn ein Unternehmer-Nationalrat einen neuen Arbeitsplatz schafft, während seine Kollegen einstimmig unumstrittene politische Banalitäten beschliessen.

Kosten und Nutzen des Schwänzens hängen von drei Aspekten ab: erstens der Bedeutung der Vorlage. Je unwichtiger, desto hemmungsloser darf geschwänzt werden. Zweitens, dem erwarteten Einfluss der eigenen Stimme. Je deutlicher das erwartete Ergebnis, desto weniger fällt die Absenz ins Gewicht. Und schliesslich: Was stellt der oder die Betreffende in der



Leere Ränge können sinnvoll sein.

so gewonnenen Zeit an? Insbesondere beim letzten Aspekt trennt sich bei den Parlamentariern die Spreu vom Weizen. Der eine schafft Werte, der andere vernichtet sie. Dasselbe Kalkül lässt sich nahtlos auf jeden Stimmbürger bei Wahlen und Abstimmungen übertragen.

Es gibt immer missgünstige Kollegen und Journalisten, für die jede unentschuldigte Absenz einem Verrat am Wähler gleichkommt. Diese kann man nur daran erinnern, wie viele Parlamentarier während den Debatten auf den Gängen des Bundeshauses flanieren, nur um beim Abstimmungsglöcklein fünfzehn Sekunden ins Plenum zu huschen und über den obligatorischen Wintersporttag abzustimmen. Hätten sie doch in der Zeit etwas Produktives unternommen!

Forscht weiter!

Von Alex Baur — Romands schummeln mehr, Deutschschweizer lügen besser.

Wo Peter Rothenbühler recht hat, da hat er recht. «Wenn die Deutschschweizer behaupten, sie würden bei der Steuererklärung weniger mogeln als die Westschweizer», monierte der bekannte Kolumnist, «so heisst das nicht, dass sie weniger lügen.» Man könnte es auch so sehen: Die Romands sind einfach ehrlicher als die Alemannen.

Anlass zum neusten Röstigraben-Zwist bietet eine vom Nationalfonds finanzierte und von der *Sonntagszeitung* publizierte Umfrage, gemäss der 95 Prozent der Schweizer Schummelien bei den Steuern ablehnen. Doch eben: Die Romands zeigten mehr Verständnis für die Trickser, die Tessiner hingegen weniger als der durchschnittliche Eidgenosse.

Wie glaubwürdig solche Selbstbekenntnisse sind, zeigt der internationale Vergleich. Gemäss Umfragen verdammen Italiener und Spanier Steuerhinterziehung noch dezidiierter als die braven Schweizer. Daraus zu schliessen, die Südländer seien beim Ausfüllen ihrer Steuererklärung ehrlicher, wäre mehr als naiv.

Rothenbühler fordert, derartige Erhebungen seien künftig zu unterlassen, sie würden die Beziehungen zwischen Ost und West vergiften. In diesem Punkt ist Widerspruch angezeigt. Für einmal ist das Forschungsgeld gut investiert. Es ist wie bei einem in die Jahre gekommenen Ehepaar: Sorgen machen muss man sich erst, wenn sie sich nicht mehr zanken, sich nicht mehr angifeln und mit Eifersüchteleien und Vorwürfen gegenseitig provozieren. Dann ist die Beziehung nämlich tot.

Die endlosen, pauschalisierenden und zweifellos oft ungerechten Debatten um kollektive Schwächen, Eigenheiten und Vorurteile sind für das menschliche Zusammenleben unverzichtbar. Harmonie ist nur dort möglich, wo es auch Kontraste gibt – wenn hingegen die Spannung fehlt, kehrt Langeweile ein, die irgendwann in Verblödung mündet. Eine diskutabile Studie wirkt dabei belebend. Zumal der klärende Streit in Zeiten der Political Correctness ein schwieriges Unterfangen geworden ist.

Deshalb, liebe Soziologen, forsch weiter. Es gibt noch viel zu ergründen. Stimmt es, dass Juden geiziger sind als Muslime, Muslime fauler als Christen, Christen dümmer als Juden? Lässt sich ein Zusammenhang zwischen Körpergrösse und Arbeitsmoral bei den Italienern statistisch nachweisen? Liegt die Affinität zu *Subvenziuns* den Rätieren in den Genen, oder ist sie eher milieubedingt? Und so weiter. Alles immer streng wissenschaftlich, natürlich.

Personenkontrolle

Häuptli, Fehr, Burkhalter, Zimmermann, Landolt, Fischer, Hefti

«Lass die Wahrheit niemals eine gute Story versauen», besagt ein halbernstes journalistisches Bonmot. Ein schönes Beispiel dafür ist die Geschichte von Lukas Häuptli, der in der NZZ am Sonntag einen pikanten Vorwurf gegen Ursula Fehr erhob: Die Gemeindepräsidentin von Eglisau habe (ausgerechnet!) als Gattin des SVP-Hardliners Hans Fehr ein Empfehlungsschreiben für eine abgewiesene serbische Asylanantin ans Migrationsamt verfasst und dabei verschwiegen, dass sie die Frau gelegentlich privat als Putzfrau schwarz beschäftige. Tatsache ist jedoch: Fehr deklariert im ominösen Brief, dass die Serbin «in einzelnen privaten



«Ominöses Schreiben»: Ehepaar Fehr.

Haushalten, unter anderem auch bei mir, bei den Reinigungsarbeiten und im Haushalt mithilft» und dass sie dank dem «vielfältig verdienten Geld» keine Sozialhilfe beziehe. Wie Häuptli auf Anfrage erklärte, halte er an seiner Darstellung fest: «Mithelfen» sei etwas anderes als «arbeiten», von Lohn sei im Brief keine Rede. Man stelle sich die Schlagzeilen vor, wenn Ursula Fehr die Frau gratis für sich hätte rackern lassen. (axb)

Offenbar sind Bundespräsident Didier Burkhalter (FDP) und seine Gemahlin Friedrun nicht zufrieden mit dem Essen, das ihnen bei Auslandsreisen in den Schweizer Botschaften jeweils aufgetischt wird. Anders ist die merkwürdige Offensive des Aussenministers nicht zu erklären, zwölf Köche der weltweiten helvetischen Residenzen im August zu einem Nachhilfekurs nach Bern zu bitten. Die als «Master Class» sowie als «personalpolitisch bedeutsam» bezeichnete Steigerung der Pfannenfertigkeiten dauert (samt kulinarischem Ausflug zum Thema «Schokolade und Käse») vier Tage und wird von Gregor Zimmermann geleitet, Küchenchef des Nobelhotels «Bellevue Palace» (16 Gault-Millau-Punkte). Eingeschult werden gemäss Ausschreibung «Schweizer Spezialitäten aus den vier Sprachregionen, von rustikal im Apéro-Bereich bis



«Schokolade und Käse»: Ehepaar Burkhalter.

verfeinert auf ein gehobenes Niveau». Fernziel ist die Umwandlung der Aussenposten von Orten der harten Interessenvertretung zu burkhalterschen Wohlfühlzonen. Wörtlich: «Es soll sich lohnen, bei den Schweizern zu essen.» Das Departement lässt sich die neue aussenpolitische Priorität rund 15 000 Franken kosten (ohne Flüge und Übernachtungen!). Profitieren werden auch einige Auserwählte, die als «geladene Gäste» im «Bellevue» gratis die Kursdiners geniessen können. (upe)

«Martin Landolt in den Ständerat», heisst es dieser Tage in Inseraten in der *Südstschweiz*. Darunter prangt der Panda-Bär des WWF. Seit wann gilt der BDP-Präsident, der als Hobbys Jagen und Fischen angibt, als WWF-nah? Alex Fischer, Politikchef der Umweltorganisation, erklärt den Support für den Glarner damit, dass dieser in einem Fragebogen 69 Prozent der Fragen «im Sinne der Natur» beantwortet habe. Sein Rivale dagegen, FDP-Kandidat Thomas Hefti, habe den Bogen gar nicht erst ausgefüllt. Das veranlasste den WWF dazu, «zwischen 5000 und 10 000 Franken» für Landolt-Inserate aufzuwerfen, wie Fischer erklärt. Welchen Gegenwert die WWF-Gönner erhalten, ist die andere Frage. Bisher ist Landolt in Umweltfragen nämlich vor allem durch eifrige Positionswechsel aufgefallen: In der letzten Legislaturperiode war er noch für ein Gentechnatorium, 2012 dann dagegen. Eine CO₂-Steuer auf Treibstoffen lehnte er im Nationalrat ab, bevor er sich auf Smartvote dafür aussprach. Auf der gleichen Plattform gab sich Landolt als Gegner einer Begrenzung von Bauzonen – nur um 2012 im Rat für eine Reduktion von Bauzonen zu stimmen. (cal)



«Im Sinne der Natur»: BDP-Präsident Landolt.

Nachruf



«Schwarzer Panther»: Fussballer Eusébio.

Eusébio da Silva Ferreira (1942–2014) — Er spielte Fussball mit animalischer Schnelligkeit und Gefährlichkeit, bewundert als der «Schwarze Panther», als die Fernsehbilder noch geheimnisvoll in Schwarzweiss flimmerten. Eusébio kam in Lourenço Marques, heute Maputo, in der Kolonie Mosambik als eines von neun Kindern eines weissen Eisenbahnarbeiters und einer einheimischen Mutter zur Welt. Sein Stern ging auf, als er für Benfica Lissabon 1962 in Amsterdam im Final des Meisterscups (heute Champions League) gegen Real Madrid innert vier Minuten die zwei entscheidenden Tore zum 5:3-Sieg schoss. Nach Portugal hatte ihn Benfica-Trainer Béla Guttmann geholt, ein ungarischer Flüchtling und Weltmann. Der minderjährige Eusébio sass als Frau verkleidet im Flugzeug, Guttmann versteckte ihn in einem Fischernest an der Algarve vor dem Lokalrivalen Sporting Lissabon, dem Lieblingsklub des Salazar-Regimes, der das erste Zugriffsrecht auf Spieler aus Übersee beanspruchte.

Benfica zahlte Eusébios Mutter heimlich umgerechnet 25 000 Dollar, und der Junge wurde, neben Pelé, Cruyff und Beckenbauer, der Superstar seiner Zeit: elf Landesmeistertitel, Europas Fussballer des Jahres 1965, dritter Platz an der WM 1966 mit Portugal, Torschützenkönig mit neun Treffern. Die unglückliche Kehrseite: Er wurde miserabel bezahlt, Diktator Salazar verbot seinen Transfer ins Ausland, und erst nach der Nelkenrevolution von 1974 tingelte er, handicapiert durch sechs Knieoperationen, noch einige Jahre durch Nordamerika und Mexiko. Eusébios Herztod löste in Portugal drei Tage Staatstrauer aus. Peter Hartmann

«Spielen Sie den Kranken und arbeiten Sie schwarz»

Von Lucien Scherrer und Philipp Schmidli (Bild) — Fabian Albisser hat im letzten Jahr 28 Sozialhilfebetrüger entlarvt, die den Staat um fast eine Million Franken erleichterten. Die *Weltwoche* hat den jungen Sozialinspektor auf einer Ermittlungstour durch die Agglomeration Luzern begleitet.



«Man glaubt den Klienten nicht mehr grundsätzlich alles»: Sozialdetektiv Albisser.

Gleich zu Beginn seiner Erkundungstour wittert Fabian Albisser einen Volltreffer. «Das ist er», sagt er, während er das Steuer herumreisst, «wir haben Glück.» Der unauffällige Kleinwagen rollt auf einen Garagenplatz zwischen tristen Wohnblocks, wir befinden uns in einer Luzerner Vorortsgemeinde, in der schweizerische Namen wie «Müller» auf den Hausklingeln wie exotische Symbole wirken. «Er» ist eine von Albissers Zielpersonen: Ein Sozialhilfeempfänger, der angeblich derart krank ist, dass er weder arbeiten noch Auto fahren kann. Dennoch sitzt der Mann gerade vor unseren Augen in einem Auto, das offiziell nicht ihm gehört.

Albissers Verdacht: Der Mann täuscht seine Krankheit nur vor, er verheimlicht den Besitz des Autos, und er arbeitet schwarz. Doch heute hat er kein Glück mit der Observation: Der Mann wirft einen misstrauischen Blick auf

Albissers Auto und braust kurz darauf davon, obwohl offiziell kaum fahrtüchtig. «Schade, der hat wohl etwas geahnt», sagt Albisser, «es ist zu riskant, ihn zu verfolgen, sonst merkt er gleich, was läuft.»

Doch der ehemalige Polizist tröstet sich damit, dass er erst am Anfang seiner Ermittlungen steht: «Kommt Zeit, kommt Rat.» Um einen Sozialhilfebetrüger zu überführen, braucht es Geduld. Albisser muss Akten studieren, stundenlange Beobachtungen anstellen, Verdächtige filmen und fotografieren, «Bewegungsbilder erstellen», wie er es nennt (Wer geht wo ein und aus? Wer benutzt ein Auto? Wann?), und wenn er Glück hat, leistet sich seine «Zielperson» einen Patzer. Wobei die meisten Verdächtigen schlauer sind als jene angeblich arbeitslose Sozialhilfeempfängerin, die heimlich als Taxifahrerin arbeitete und gleich mit dem Taxi vor dem Sozialamt vorfuhr, wo

sie Fabian Albisser umgehend wegen Betrugs anzeigte. Albisser ist ein freundlicher Mann Ende dreissig, unauffällig gekleidet und auch sonst auf Diskretion bedacht. Seit April 2013 ist er vollamtlicher Sozialinspektor der Gemeinde Emmen, daneben arbeitet er stundenweise für die Stadt Luzern und fünf weitere Agglomerationsgemeinden, die wie Emmen mit ausufernden Sozialausgaben kämpfen.

Seine Aufgabe: Hinweise von misstrauischen Sozialarbeitern und Nachbarn abklären, verdächtige Sozialhilfebezüger mittels verdeckter Ermittlungen überprüfen und mutmassliche Betrüger an die Staatsanwaltschaft übergeben. Gleich in seinem ersten Dienstjahr gelang Albisser ein spektakulärer Erfolg: Von 80 Verdächtigen konnte er 28 überführen, die Leistungen von insgesamt 900 000 Franken zu Unrecht bezogen hatten. Zählt man einige hängige Fälle dazu, dürfte sich die Deliktsumme auf über eine

Million Franken belaufen. Damit hat der Ermittler schon im ersten Jahr eine grössere Summe aufgedeckt als seine Vorgänger während ihrer ganzen Amtszeit. «Das ist nicht nur mein Verdienst», meint er bescheiden, «es waren eben ein paar grosse Fälle darunter, an denen bereits mein Vorgänger gearbeitet hat.»

Tatsächlich geht es in Albissers Fahnderalltag meist um Schummeleien im vier- oder fünfstelligen Schadensbereich, wie nicht gemeldete Autos oder geschönte Vermögensverhältnisse. Doch im letzten Jahr konnte er gleich mehrere Grossbetrüger überführen, darunter einen Mann, der in mehreren Jahren 300 000 Franken ertrogen haben soll. Wie der mutmassliche Täter das anstellte, will Albisser wegen des laufenden Verfahrens nicht verraten. Nur so viel: «Richtig teuer wird es in der Regel, wenn es um Schwarzarbeit geht und jemand gleich doppelt kassiert.»

Einer muss es ja tun

Albisser, daran besteht kein Zweifel, kennt seine Klientel und ihre Tricks – egal, ob es sich um Libanesen handelt, die Sozialhilfe beziehen und über Mittelsmänner mit Autos handeln («Gefährliche Leute, die man schwer dran kriegt»), um Kleinkriminelle mit Pitbulls («Die Hundesteuer bezahlt das Sozialamt») oder um biedere Bürger, die angeblich allein wohnen, sich die Wohnung aber von einem Lebenspartner mitfinanzieren lassen. Wenn Albisser durch die Strassen fährt, sieht er an jeder Ecke einen Verdächtigen. «Sieh mal einer an, der sollte doch jetzt in einem Arbeitsprogramm sein», sagt er, oder: «Aha, wo fährt der jetzt wohl hin? Arbeitet er vielleicht schwarz?»

Den «Polizeiblick» hat sich der Detektiv bei der Kripo antrainiert. Zehn Jahre lang schlug er sich mit Drogenhändlern, Einbrechern und Dieben herum, erlebte Drohungen, Beissattacken und Selbstmordversuche von Verdächtigen. Irgendwann war er es leid, ständig dieselben Leute zu verhaften, die von der Justiz kaum belangt wurden, und er wechselte zu den Sozialen Diensten. Mit Aggressionen ist er hier trotz seiner delikaten Aufgabe selten konfrontiert («Einmal hat einer aus Wut in die Lifttür getreten, das war alles»), aber sein Motiv ist dasselbe geblieben: Einer muss es ja tun. «Es ist mir bewusst, dass wir vielleicht nur eine Minderheit erwischen», sagt er, «aber ich habe ein ausgeprägtes Unrechtsbewusstsein und hasse es, wenn auf Kosten der Allgemeinheit gelogen und betrogen wird.»

Gibt es den typischen Sozialhilfebetrüger mit Adidas-Hosen und tiefergelegtem BMW? «Sie glauben es vielleicht nicht, aber manchmal entsprechen die Verhafteten sämtlichen Klischees», antwortet Albisser, um hinzuzufügen, dass «quer durch alle Schichten» betrogen werde. Erwiesen ist, dass Ausländer häufiger betrügen als Schweizer: Ihr Anteil an der Bevölkerung von Emmen beträgt rund einen

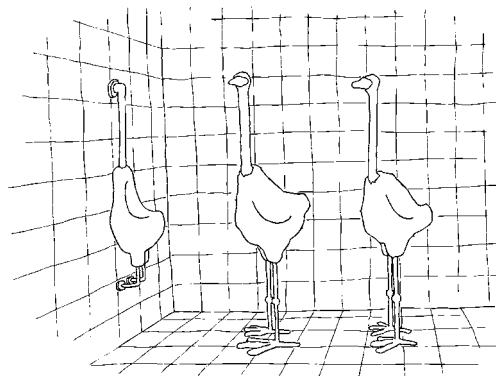
Drittel, ihr Anteil unter den Sozialhilfebetrügern dagegen zwei Drittel. Sorgen bereiten Albisser «Clans, die sich auf das Ausnutzen des Sozialsystems spezialisiert haben»: «Die kommen hierher und wissen genau, wie sie vorgehen müssen.» Und wie geht ein guter Betrüger vor? «Legen Sie sich eine gute Story über eine psychische Krankheit zu, sorgen Sie dafür, dass Sie als nicht vermittlungsfähig gelten, und arbeiten Sie nebenbei schwarz.»

Ob sich Albissers Engagement für die Gemeinde finanziell auszahlt, ist trotz all seiner Erfolge fraglich. Denn wenn ein Betrüger einmal durch alle Instanzen verurteilt worden ist, gibt es in der Regel kaum mehr als einen Zehntel der Beute zurückzuholen. «Im Vordergrund stehen die Gerechtigkeit und die präventive Wirkung», sagt Albisser. In Emmen

Selbst Sozialarbeiter haben ihn schätzen gelernt, und das war nicht immer so.

möchte man den Sozialinspektor jedenfalls nicht mehr missen. Selbst Sozialarbeiter haben ihn schätzen gelernt, und das war nicht immer so. Als die Gemeinde im Februar 2005 mit Christoph Odermatt erstmals einen ehemaligen Polizisten auf mutmassliche Betrüger ansetzte, löste sie einen nationalen Empörungsturm aus. Denn auf diese Idee war noch niemand gekommen. Linke Gruppierungen bedachten Odermatt mit dem «Big Brother Award», sekundiert vom *Tages-Anzeiger*, der George Orwells schlimmste Visionen realisiert sah und sich über die «fiesesten und dreckigsten helvetischen Schnüffelratten» ereiferte.

Auch die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), damals noch die unangefochtene moralische Instanz im Schweizer Sozialsystem, mauerte gegen eine strengere Überwachung potenzieller Betrüger: «Die Skos», schrieb deren Chef Walter Schmid 2006, «hält wenig von Sozialinspektoren und erachtet Sozialhilfebussen für unzweckmässig.» Arme Fürsorgeabhängige des Betrugs zu verdächtigen, war tabu, selbst wenn die Indizien für Betrug unübersehbar waren.



«Ich hatte George vor diesem Job gewarnt»

Mit dem Argument «Die kosten viel und bringen wenig» lehnten die grossen Städte – allen voran Zürich mit der grünen Sozialvorsteherin Monika Stocker – die Anstellung von Sozialdetektiven demonstrativ ab. Doch schon bald zeigte sich, dass die vielgescholtenen «Hinterwäldler» aus Emmen auf dem richtigen Weg waren: Im ersten Jahr überführte Sozialinspektor Odermatt immerhin sechzehn Sozialhilfeabhängige wegen Betrugereien. Unter dem Druck von Skandalen (Stichwort BMW-Fall) und ausufernden Kosten sahen sich auch Städte wie Basel und Zürich gezwungen, Sozialdetektive auf die Pirsch zu schicken, noch vor Bern, das allerdings erst seit 2012 verdeckte Ermittlungen erlaubt – zuvor mussten Verdächtige eingeweiht werden, was der Aufdeckungsquote nicht sehr dienlich war.

Die Stadt Zürich, die jährlich 300 Millionen Franken in die Sozialhilfe steckt, leistet sich heute neun Sozialinspektoren, die 2012 49 Betrugsfälle aufdeckten und aufgrund ihres Erfolgs auch vom Kanton Glarus beansprucht werden (wie der *Tages-Anzeiger* im letzten Juni stolz vermerkte). Die Basler Halbkantone überlassen die Überprüfung von Verdächtigen der Privatfirma ABS Betreuungsservice. Diese prüft derzeit 360 Fälle, wobei sich laut Geschäftsführer Matthias Schweizer im Schnitt «jeder zweite Betrugsverdacht erhärtet».

«Reines Wunschdenken»

Die Gemeinde Emmen darf für sich in Anspruch nehmen, einen landesweiten Sinneswandel angestossen zu haben. «Man glaubt den Klienten nicht mehr grundsätzlich alles», sagt Fabian Albisser, «selbst wenn es noch Gemeinden gibt, die glauben, dass es bei ihnen keinen Betrug gibt.» Tatsächlich anerkennt heute selbst die Skos, dass Sozialinspektoren «für vertiefte Sachverhaltsabklärungen ein geeignetes Arbeitsinstrument» sein können, wie sie in einem Grundsatzpapier festhält. Sie sträubt sich aber weiterhin dagegen, dass Sozialinspektoren verdeckte Ermittlungen durchführen, denn das sei Sache der Polizei.

Über solche Aussagen kann Fabian Albisser nur lachen. «Das ist reines Wunschdenken, die Observationsteams der Polizei sind bereits heute auf Monate ausgebucht.» Dann stoppt er seinen Wagen vor einem Wohnblock und zeigt auf heruntergezogene Jalousien: «Diese Wohnung ist an einen Afrikaner vermietet, aber wir vermuten, dass er gar nicht hier wohnt, sondern in einem eigenen Haus, in Afrika.» Und wenn er «schlau» sei, habe er die Wohnung untervermietet. In diesem Fall würde der Afrikaner jeden Monat ein Grundeinkommen von knapp 1000 Franken plus zwei Monatsmieten kassieren, obwohl er mangels Lebensmittelpunkt in der Schweiz null Anspruch darauf hätte. Jetzt muss Albisser nur noch Beweise finden, dass die Geschichte stimmt. ○

Autobahnen

Von Henryk M. Broder — In Deutschland soll die Maut durchgesetzt werden.



Anfang September versprach Horst Seehofer, der Vorsitzende der CSU, seinen Anhängern die Einführung einer Maut für Ausländer auf deutschen Strassen. Dabei zählte er

auf, was die Bayern alles mitzahlen würden – beim «Soli», bei der Gesundheit, beim Länderfinanzausgleich und «auf den meisten Strassen Europas». Da wäre es doch nur angemessen, «dass andere bei uns zahlen!».

Die Kanzlerin, die sich kurz zuvor noch festgelegt hatte («Mit mir wird es keine Maut geben!»), reagierte verhalten. «Wir werden auch, auf den Wunsch der CSU hin, an einer europarechtskonformen Lösung für eine Mitbelastung der nichtinländischen Kraftfahrzeughalter arbeiten, wenn sichergestellt ist, dass kein deutscher Autofahrer stärker belastet wird.» Sogar alte Vertraute der Kanzlerin rätselten, was dieser Satz bedeuten sollte. Ein bedingtes Ja zur Maut? Ein kryptisches Nein oder ein resolutes Vielleicht?

Nun, keine vier Wochen nach der Regierungsbildung, schreitet der neue Verkehrsminister zur Tat. Alexander Dobrindt will die Maut durchsetzen. Die «nichtinländischen Kraftfahrzeughalter» sollen zur Kasse gebeten werden. Weil das aber keine «europarechtskonforme Lösung» des Problems bedeuten würde, hat er sich einen Umweg ausgedacht. Auch deutsche Kraftfahrzeughalter sollen zum Kauf der 100-Euro-Vignette verpflichtet werden. Allerdings würden sie den Betrag erstattet bekommen, über einen Nachlass bei der Kraftfahrzeugsteuer.

Noch weiss niemand, ob eine solche Trickserie «europarechtskonform» wäre und eine Prüfung durch die EU-Instanzen bestehen würde. Aber eines steht schon fest: Die Deutschen sind Meister in einer Doppeldisziplin: wie man ein Problem kreierte und sich dann an seiner Lösung abarbeitet. Das haben sie bei der Energiewende vorgemacht, die sich zu einem Milliardengrab entwickelt hat. Dagegen ist die Maut eine Petitesse, aber: Es geht nicht um den Betrag, es geht um das Prinzip. Und das kennt weder einen Anfang noch ein Ende.

Demnächst könnte auch eine Maut für die Benutzung der Datenautobahnen erhoben werden. Denn der Verkehrsminister ist auch für die «digitale Infrastruktur» zuständig.

Bazillus des Regierens

Von Kurt Schiltknecht — Wie andere Regierungen auch überschätzt der Bundesrat das eigene Wissen und Können. Mit seinem Hüst und Hott verunsichert er die Wirtschaftsakteure.

Stabile Rahmenbedingungen gehören zu den wichtigsten Voraussetzungen für ein hohes Wirtschaftswachstum. Wenn die Wirtschaft davon ausgehen muss, dass die Steuerbelastung steigen wird, der Staat noch mehr in die Lohn- und Preispolitik eingreifen und die Wirtschaftsgesetze laufend ändern wird, werden sich die Unternehmen mit dem Verwalten des Bestehenden begnügen und ihre Aktivitäten an bessere Standorte verlagern.

Um eine solche Entwicklung zu vermeiden, müsste die Regierung für berechenbare Rahmenbedingungen kämpfen. Doch eine solche Politik ist im heutigen Mediumfeld nicht mehr gefragt. Regieren ist angesagt. Auch der Bundesrat ist vom Bazillus des Regierens angesteckt worden. Auch er glaubt, die Weichen für die Zukunft stellen zu müssen. Deshalb beschäftigt er Mitarbeiter, die für ihn die Bedürfnisse und Perspektiven für das Jahr 2030 erarbeiten sollen.

Spätestens seit den kläglich gescheiterten Versuchen des Club of Rome wissen wir, dass solche Zukunftsperspektiven für die Politik unbrauchbar sind. Es reicht, wenn die Unternehmen, Hochschulen und Bürger sich mit diesen Fragen beschäftigen. Damit sie das können, muss die Politik ein Umfeld schaffen, in dem sich Ideen entfalten und auch im Markt umsetzen lassen.

Statt diese Offenheit zu gewährleisten und neue Entwicklungen zu begünstigen, wollen die Regierungen dem Geschehen ihren Stempel aufdrücken und der Wirtschaft und den Bürgern die Gestaltung ihrer Zukunft vorschreiben. Mit immer mehr Gesetzen, immer mehr Regulierung und Umverteilung wollen die Regierungen die Weltprobleme lösen. Das Programm der neuen deutschen Regierung ist ein eindrückliches Beispiel für den verbreiteten Glauben an die eigene Allmacht. Der Bundesrat hinkt in dieser Beziehung noch etwas nach, doch mit seinen Aktivitäten in der Energie-, Banken- und Steuerpolitik steht er den schlechten ausländischen Vorbildern in nichts nach.

Von den Medien zu gesellschaftspolitischen Heilsbringern hochstilisiert, verdrängen die Regierungen, dass sie bei der Lösung vieler Probleme heillos überfordert sind. Das Einzige, was sie mit ihrem Aktivismus erreichen, ist eine Verunsicherung der Wirtschaft und der Bürger. Den Schaden, den sie allein mit Ankündigungen von höheren Steuern oder von

Eingriffen in den Lohn- und Preismechanismus anrichten, ist enorm. Das illustriert die Krise in den westlichen Industrieländern. Auch in der Schweiz wächst die Bürokratie. Weil das Steueraufkommen einer schwach wachsenden Wirtschaft zur Finanzierung des öffentlichen Ausgabenwachstums nicht ausreicht, sind Schulden oder höhere Steuern unausweichlich. Beides ist schädlich.

Der Schaden ist umso grösser, je häufiger die Wirtschaftspolitik geändert wird. Der bisherige Erfolg der schweizerischen Wirtschaft ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass der Bundesrat früher darauf verzichtet hat, die Schweiz nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Der Bundesrat hat sich damit begnügt, die Interessen des Landes zu verteidigen und den Konsens

zwischen den Sozialpartnern für stabile Rahmenbedingungen zu suchen. Daran sind die Bundesräte kaum mehr interessiert.

Das zeigt sich nicht nur bei Energie-, Steuer- und Bankfragen, sondern auch an der Haltung zur Personenfreizügigkeit. Die Unsicherheit über das Ausmass der Zuwanderung schafft unter anderem riesige Probleme bei der Infra-

strukturplanung oder im Wohnungsbau. Statt darüber nachzudenken, wird der Bürger mit medialem Geplauder eingedeckt. Einen Höhepunkt hat sich jene Bundesrätin geleistet, die vor kurzem das Problem der unerwartet starken Zuwanderung im letzten Jahr mit der Bemerkung zu entkräften versuchte, dass die Zuwanderung keine Einbahnstrasse sei. So seien bei der jüngsten Wirtschaftskrise in Irland viele der zugewanderten Arbeitskräfte wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.

Personenfreizügigkeit macht anfällig

Statt das Augenmerk auf Irland zu richten, hätte die Bundesrätin besser einen Blick auf die schwerste Wirtschaftskrise der Schweiz im Jahre 1975 geworfen. Damals musste die Schweiz erfahren, dass eine Rückwanderung der ausländischen Arbeitskräfte eine Krise um ein Vielfaches verschärft. Trotz grosser Rückwanderung erreichte die Arbeitslosigkeit nicht mehr gesehene Rekordwerte. Die damaligen Erfahrungen haben eindrücklich gezeigt, dass ein freier Personenverkehr die Krisenanfälligkeit der Wirtschaft erhöht. Mit einer Beschränkung der Zuwanderung könnte dieses Problem auf einfache Art entschärft werden.



Putins Terrorabwehr unter Druck

Von Hansrudolf Kamer— Dem russischen Präsidenten ist es nicht gelungen, den Terrorismus im eigenen Land einzudämmen. Die Olympischen Winterspiele in Sotschi werden zur Belastungsprobe.



Wenn man die russische Geschichte etwas salopp beschreiben möchte, könnte man sagen, seit dem Fall von Byzanz 1453 will der Kreml den Westen beeindrucken. Zeigen, dass Russland besser ist

als Europa und Amerika. Letztes Indiz: die Olympischen Winterspiele in Sotschi, die demnächst beginnen.

Russlands starker Mann, Wladimir Putin, hat sehr viel investiert in das grosse Happening – es übertrifft alles Bisherige im Zeichen der fünf Ringe, ist selbst teurer als die famosen Sommerspiele in Peking 2008. Die Kraft und die Herrlichkeit des wiederaufstrebenden postsowjetischen Russland unter Putin sollen vom Schwarzen Meer aus in die Welt strahlen.

Es sind die zweiten Spiele im Ost-Reich. Die ersten, jene von 1980 in Moskau, waren boykottgeschädigt. Nun soll die Schmach endlich getilgt werden. Es ist kein Sportfest, das bevorsteht, sondern eine politische Inszenierung. Doch die Bombenanschläge in Wolgograd, der erste im Oktober, dann zwei grössere Ende Dezember, stören dieses Bild.

Dabei hat die russische Führung aussenpolitisch ein gutes Jahr hinter sich. Es gelang ihr, mit bemerkenswertem Gespür für gegnerische Schwächen, den Westen gleich mehrmals auszumanövrieren – in der Syrien-Krise, mit dem Iran-Zwischendeal, im Seilziehen um die Ukraine und mit dem Temporär-Asyl für Edward Snowden. Alles provisorisch zwar, aber immerhin. Das Selbstbewusstsein wurde sichtlich gestärkt.

Den Terrorismus im eigenen Land zu unterbinden, das ist eine andere Sache. Erst im November sind die Gesetze zur Terrorabwehr verschärft worden. So wird beispielsweise Sippenhaftung eingeführt, indem die Familien der Urheber von Terroranschlägen für Schäden verantwortlich gemacht werden können, die es dabei gibt. Und rund um Sotschi entsteht eine Sicherheitszone, die ihresgleichen sucht.

Das Paradox ist offensichtlich. Der Präsident ist ein ehemaliger KGB-Offizier und hatte den neuen Nachrichtendienst geleitet, bevor er unter Jelzin Regierungschef wurde. Als er an die Macht kam, bildeten fürchterliche Terror-

anschläge in Moskau den dramatischen Hintergrund.

Mit seinem harten Vorgehen hatte sich Putin, auch im Tschetschenienkrieg, im Volk Sympathien erworben. Seine Terrorabwehr war aber über die Jahre nur mässig erfolgreich. Von ihm wird heute erwartet, dass er die Spiele in Sotschi vollständig absichern kann. Das mag ihm gelingen – mit der Gefahr, dass sonstwo in Russland die Abwehr entblösst wird. Terroristen aus dem Kaukasus hatten stets im ganzen Land zugeschlagen.

Beim Zerfall der Sowjetunion hatte auch Tschetschenien versucht, von Russland unabhängig zu werden. Der dadurch entfachte Krieg statuierte im allgemeinen Zerfallsprozess ein Exempel und stärkte schliesslich den russischen Nationalismus. Die Nordkaukasus-Länder sind erobert, gehören zu Russland – ein für alle Mal.

In der Region hat der national inspirierte Separatismus längst einer islamistischen Radikalisierung Platz gemacht. Nach dem ersten Tschetschenienkrieg rissen vom Ausland (Saudi-Arabien) finanzierte islamistische Gruppen die Macht an sich. Kriminelle Clans hatten grossen Einfluss, und die zivile Verwaltung lag bald in Scherben. Kriminalität und Terrorismus schwappten auf Russland über.

Das kompromisslose russische Vorgehen drängte aber die Islamisten in Tschetschenien

zurück. Der Widerstand verlagerte sich nach Dagestan und in andere Regionen mit islamischer Tradition. Der Bürgerkrieg in Syrien schliesslich wurde zum Anziehungspunkt von Dschihadisten – auch aus dem Nordkaukasus.

Die Zusammenhänge sind eindrücklich. Via Youtube rief letzten Sommer ein unbekannter syrischer Islamistenführer auf Russisch Freiwillige auf, sie sollten im Nordkaukasus bleiben und sich auf die Olympischen Spiele in Sotschi «vorbereiten».

Am Verhandlungstisch mit Prinz Bandar

Die russische Aussenpolitik trägt dem Rechnung. Etwa zur gleichen Zeit im letzten Jahr besuchte der seit 2012 amtierende saudische Geheimdienstchef, Prinz Bandar, Moskau. Er soll dort seinen Gesprächspartnern einen Tauschhandel angeboten haben: Moskau lässt Assad in Syrien fallen, Riad garantiert die Sicherheit der Spiele in Sotschi. *Se non è vero...*

Prinz Bandar war mehr als zwanzig Jahre lang Botschafter in Washington und mischte dort im politischen Geschäft eifrig mit. Mit Putin traf er sich Anfang Dezember erneut. Das saudische Motiv scheint dabei auch die Enttäuschung über das Hin und Her der amerikanischen Syrien-Politik und die Verhandlungen mit dem Iran zu sein.

Sotschi ist für Putin wichtig, doch Geopolitik ist noch wichtiger. Die Neuordnung im Süden des alten Zarenreichs, im Kaukasus und in Zentralasien, ist – wie auch im Mittleren Osten – im Fluss. Amerika zieht sich zurück, China stösst nach, und die Islamisierung macht Fortschritte. Polizeistaat-Methoden und das Ausnützen westlicher Schwächen genügen auf die Länge nicht, um die russischen Interessen zu fördern.



Kraft und Herrlichkeit: russischer Präsident Putin.

Tschäppät und die Italiener

Von Christoph Mörgeli

Der meistdiskutierte Witz der letzten Wochen stammt von einem Komiker namens Alexander Tschäppät. Tschäppät ist nebenbei auch Politiker, was man daran merkte, dass er seine Pointen vom Blatt ablas. Das andächtige Publikum vernahm bei seinem Kabarettauftritt in einem Berner Zelt folgendes Münsterchen aus dem Arsenal des stadtpräsidialen Humors: «Warum sind alle Italiener so klein? Weil ihnen ihre Mütter schon als Kind sagen: «Wenn du gross bist, musst du arbeiten!»» Brüller.

Nun sind, wenn ich meinen Jugenderinnerungen trauen darf, die Italiener in den fünfziger und sechziger Jahren allesamt mit einem einzigen Ziel in die Schweiz eingewandert. Nämlich, um zu arbeiten. Um hart zu arbeiten. Die angeblich kleinen Italiener erwiesen sich als grosse *Chrampfer*. Sie erbauten für die Schweizer und mit den Schweizern Hunderttausende von Mehr- und Einfamilienhäusern, Strassen, Autobahnen, Schienenwege, Brücken, Tunnels, Kanalisationen. Sie schufteten draussen in der sengenden Hitze genauso zuverlässig wie bei Regenschauer und Schneegestöber.

Steht es da einem Herrn Alexander Tschäppät wirklich zu, sich aus dem geheizten beziehungsweise klimatisierten Büro heraus abfällig über die Arbeitsmoral der Italiener zu äussern? Tschäppät ist ein Berufspolitiker. Diese Spezies ist für allerhand bekannt. Aber ganz sicher nicht dafür, dass sie ihr Brot im Schweisse ihres Angesichts verdienen muss. Vor allem die bequeme Politik des Systems Tschäppät steht für späten Morgenkaffee gegen den Vorabendkater, frühe Vorabend-*Apéros*, peinliche Auftritte («Fuck Blocher») und anzügliche Sprüche gegenüber Frauen. Diskret ist Tschäppät nur, wenn er der Berner Burgergemeinde an schönster Wohnlage sieben Topwohnungen im Wert von etlichen Millionen abschwatzt. Dies, nachdem er als Stadtpräsident dieselbe Burgergemeinde aufgefordert hat, ihr Land endlich zu überbauen.

Selbst bei der Wahl zum Berner Stadtpräsidenten musste sich Alexander Tschäppät nicht sonderlich anstrengen. Das Söhnchen setzte sich auf denselben Stuhl, den schon sein Vater in ähnlicher Art abgessen hatte. Doch Tschäppät ist natürlich trotz seinen Italiener-Witzen kein Rassist. Denn er gehört als SP-Mann zur edlen Linken. Also zu jenen, die den besseren Teil der Menschheit ausmachen – wenn auch nicht unbedingt den arbeitsfreudigeren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Akzeptieren statt antizipieren

Von Peter Bodenmann — Steuerhinterzieher-Geheimnis weg, Lärm weg, Stau weg ...



Mobilität wird umweltfreundlicher: Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamtes für Verkehr.

Die Probleme der SBB und der verstopften Autobahnen lösen sich nach 2020 in warme Luft auf. Die Schweiz kann nicht antizipieren, sondern nur akzeptieren. Das aber rasend schnell, wie das Beispiel des Steuerhinterzieher-Geheimnisses lehrt. Inzwischen dürfte dem letzten müden Krieger dank Snowden klar sein: Die Amerikaner wissen längst alles. Der NSA entgeht keine Konto-Bewegung und kein Telefon-Sex. Die Yankees verlangen die Daten von den Schweizer Banken nur, um zu vertuschen, dass sie diese bereits haben.

Und jetzt die Überraschung: Die Schweizerinnen und Schweizer akzeptieren Steuerhinterziehung immer weniger. Die normative Kraft des Faktischen strukturiert das Bewusstsein neu. Bald sind wir stolz darauf, die Abschaffung des Steuerhinterzieher-Geheimnisses selbst erfunden zu haben. Kann die politische Rechte wenigstens die Pauschalbesteuerung retten? Dies, nachdem die *NZZ am Sonntag* am Beispiel eines real nicht in Stansstad lebenden Russen erklärt hat, wie das Schweine-System funktioniert. Eher nicht.

Unsere Autobahnen sind dauernd verstopft. Die SBB stecken in der Krise. Der Unterhalt läuft finanziell aus dem Ruder. Bombardier kann bestellte Doppelstock-Kompositionen nicht liefern. Die Billettpreise steigen kontinuierlich. Ab 2020 werden leise summende Elektroautos der neue technische Standard

sein. Fahrerlose Elektroroboter senken den Energieverbrauch pro Fahrzeug auf einen Drittel. Und verdreifachen ohne Zubau die Kapazität des Strassennetzes. Die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Verkehr verschwinden. Wenn die Bahn zu teuer ist, übernimmt die ebenso umweltfreundliche Strasse.

Steuern mittels hoher Steuern

Eigentlich müssten in den Amtsstuben des einst umtriebigen Chefs des Bundesamtes für Verkehr die Experten von Google, Mercedes und Volvo ein und aus gehen. Das absehbare Resultat aller Projektionen: Mobilität wird zum Schrecken der Grünen umweltfreundlicher und günstiger. Das Beispiel der Schwerverkehrsabgabe belegt: Erfolgreich steuern kann man mittels hoher Steuern. Autos mit Schweizern am Steuer brauchen ab 2022 dreimal mehr Strassenraum als Roboter-Autos. Logische Konsequenz: Sie müssen ab 2022 drei Mal mehr Steuern bezahlen. Und schon können wir aufatmen und ruhig schlafen. Die Alten ohne *Permis* werden Dr. Füglistaler – kurz bevor er in Pension geht – unter die Arme greifen. Wir Schweizer können zwar nicht antizipieren, aber schnell akzeptieren. Um kurz darauf die rhetorische Frage zu stellen: «Wer hat's erfunden?»

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sex mit einem Einwanderer

Von Kurt W. Zimmermann — Wie macht man heute ein Boulevardblatt? Aus aktuellem Anlass eine kurze Gebrauchsanleitung.

Diese Woche ist die erste volle Arbeitswoche des neuen *Blick*-Chefredaktors René Lüchinger. Es ist also höchste Zeit, dass ihm jemand erklärt, wie man heute erfolgreichen Boulevard macht.

Weil sich sonst keiner gemeldet hat, müssen leider wir diese Aufgabe übernehmen.

Das erfolgreichste Boulevardblatt der Welt, gemessen an seiner gesellschaftlichen Resonanz, ist derzeit der britische *Daily Express*. Die neue Immigrationspolitik von Premierminister David Cameron beispielsweise ist weitgehend auf den politischen Druck des *Daily Express* zurückzuführen.

Kein anderes Blatt hat die Kunstform des Boulevards derart perfektioniert. Die Kunstform des Boulevards besteht in der totalen Reduktion der Themen. Weil der Boulevard keine Pflichtstoffe kennt, kann er bei der Themenwahl rigoros auf wenige, eigene Schwerpunkte setzen.

Der *Daily Express* hat diese Reduktion bis ins Extreme getrieben. Auf der Titelseite sind in der Regel nur drei Themen erlaubt: die Schrecknisse der EU, das Wetter und irgendwelche Wundermedikamente.

Zur EU lautet dann etwa die Schlagzeile: «Migrant Numbers at Crisis Point». Zum Wetter lautet dann die Schlagzeile: «Snow on Way After Floods». Zu den Wundermedikamenten lautet dann die Schlagzeile: «Diet to Beat Alzheimer's». Besonders lustvoll drischt das Blatt jeweils auf die EU ein, speziell auf die Folgen ihrer Personenfreizügigkeit.

Mit derselben Strategie hatte auch der *Blick* schon einmal Erfolg. In den achtziger Jahren fuhr das Blatt ebenfalls eine auf drei Kernthemen reduzierte Strategie. Man fuhr drei langfristige Kampagnen gegen die tamilischen Einwanderer, gegen das Schweizer Fernsehen und gegen die Umweltschützer und ihr Waldsterben.

Entscheidend ist, damals wie heute, dass die Boulevardthemen vom Rest der Medien falsch eingeschätzt oder schöngeredet werden. Die Tamilenfrage etwa wurde damals von den anderen Journalisten tabuisiert, das Schweizer Fernsehen wurde geschont, die Umweltbedrohung wurde masslos übertrieben.

Der neue *Blick*-Chefredaktor René Lüchinger muss sich also nur überlegen, welche drei Themenfelder ihm für die nächsten Jahre nachhaltige Schlagzeilen liefern. Es müssen Themen sein, die vom Gros der anderen Journalisten aus politischer Korrektheit nicht richtig angepackt werden.



Keine Beisshemmung: «Daily Express».

Thema Nummer eins ist damit gesetzt. Es sind die Masseneinwanderung und ihre negativen Auswirkungen auf die Gesellschaft. Es ist ideal, weil die anderen Medien hier eine ausgeprägte Beiss- und Recherchehemmung haben. Die Personenfreizügigkeit ist für sie bekanntlich ein «Erfolgsmodell» (*Tages-Anzeiger*), ein «Erfolgsmodell» (*Schweiz am Sonntag*) und ein «Erfolgsmodell» (Schweizer Fernsehen).

Thema Nummer zwei ist die steigende Kriminalität, besonders die Ausländerkriminalität. Auch sie ist ideal, weil viele Journalisten die entsprechenden Statistiken schönen und es oft nicht übers Herz bringen, bei Kriminellen deren Migrationshintergrund zu benennen.

Thema Nummer drei sind Sex, Scheidungen und Skandale unserer Prominenz. Das schmutzige Leben der Prominenten ist ideal, denn es ist in der Schweiz, anders als in Deutschland und Grossbritannien, kein Thema für die sogenannten seriösen Medien. Auch der *Blick* war hier zuletzt sehr zurückhaltend.

Wenn wir uns an die Regel des *Daily Express* halten, dann müssen die drei Schwerpunkte mindestens fünfmal pro Woche auf die Seite eins. Besonders ideal ist natürlich, wenn sie sich untereinander kombinieren lassen.

Eine schöne Schlagzeile für den *Blick* wäre also: «Miss Schweiz: Sex mit einem kriminellen Einwanderer aus Rumänien.»

Oder so ähnlich.

Heiratsantrag

Von Beatrice Schlag — Weibliche Initiative gegen Korruption

Letzte Woche bat die TV-Journalistin Iman Haridi den palästinensischen Präsidenten Machmud Abbas, sie zu heiraten. Der auf Facebook veröffentlichte Antrag brachte der 28-Jährigen



einige Beachtung und eine sofortige Vorladung der Untersuchungskommission der palästinensischen Radio- und Fernsehgesellschaft ein. Über das Ergebnis der Unterredung ist nichts bekannt. Kollegen fürchten, die Journalistin werde wegen Beleidigung des Präsidenten eingesperrt oder zumindest fristlos entlassen. Sie selber rechnet damit, gefeuert zu werden: «Das Establishment fühlt sich gedemütigt, wenn jemand offen sagt, was Sache ist. Politiker und Beamte sehen ihr privilegiertes Leben bedroht. Dafür werden sie sich rächen wollen», sagte sie in einem Interview mit dem *Spiegel*. «Aber die Botschaft ist angekommen. Das war die Sache wert.»

Iman Haridi wollte nicht die Frau des bereits verheirateten Machmud Abbas werden, sondern ihrer Enttäuschung über die Vetternwirtschaft im Land Luft machen und eine Diskussion los-treten. «Exzellenz, ich ersuche Sie um die Heirat, damit ich ein menschenwürdiges Leben führen kann und von der Gesellschaft anständig behandelt werde», schrieb sie in ihrem Brief an Abbas. «Wie viele in meinem Alter habe ich akademische Qualifikationen und Berufserfahrung, Ehrgeiz und Ziele, die ich zu erreichen hoffe. Aber die palästinensische Realität hat mich gelehrt, dass Arbeit und soziale, wirtschaftliche und politische Privilegien denen vorbehalten sind, deren Väter Politiker oder Beamte sind. Die Kinder normaler Bürger stehen vor verschlossenen Türen. Exzellenz, bitte setzen Sie diesem Treiben in offiziellen und nichtoffiziellen Institutionen ein Ende. Bitte nehmen Sie sich der jungen Menschen an, die an nichts anderes mehr denken als an Emigration.»

Eine Antwort von Machmud Abbas wird die Palästinenserin, die aus einfachen Verhältnissen stammt, nicht bekommen. Aber Veränderungen gehen seltsame Wege. Sollten Bürgerinnen anderer Länder, in denen Korruption und Vetternwirtschaft galoppieren, ebenfalls um die Hand ihrer politischen Oberhäupter anhalten, um sich ein Einkommen zu verschaffen, wird die Diskussion nicht verstummen. Und irgendwann wird einer antworten müssen.

«Nur negative Bemerkungen über die Art und Weise, wie sich
«sein Erzfeind» Benedikt XVI. kleidete.» *Lanfranco de' Clari*



«Selbstverherrlichung»: Theologe Küng.

Egoistische Aussagen

Nr. 1 – «Im Himmel fliegen keine Fetzen»;
Interview mit Hans Küng

Die Unterhaltung zwischen Malte Herwig und Hans Küng zeigt ein eher negatives Gesamtbild des berühmten Schweizer Theologen auf. Nicht das Bild eines echten Christen, sondern dasjenige eines motzigen Eigenbrötlers wird offenbart. Kein einziges Wort über Fides, Spes und Caritas, Opfergeist, Hingabe, Treue, Liebe zu Gott und den Nächsten. Nur negative Bemerkungen über die Art und Weise, wie sich «sein Erzfeind» Benedikt XVI. kleidete; über die römische Kurie als ««Lepra» des Papsttums». Danach Selbstverherrlichung (sein bahnbrechendes Programm für das Zweite Vatikanische Konzil), das Interesse einzelner Kardinäle und sogar von Papst Franziskus für seine (küngsche) Lehre. Die Einladungen nach Rom... Und auch noch egoistische Aussagen über seinen ganz persönlichen Umgang mit Krankheit, Selbstmord und Reinkarnation. *Lanfranco de' Clari, Lugano-Massagno*

Konstruktive Botschaft

Nr. 1 – ««Tough love»»;
Essay von Zoë Jenny über die
Erziehung von Kindern

Nicht nur als Psychologin, sondern auch als Mutter gratuliere ich Zoë Jenny zu ihrem schonungslosen Essay. Ihr Bericht wird wahrscheinlich vielen nicht gefallen in seiner

fadengeraden Zuweisung an elterlich-erzieherische Verantwortung. Häufig genug wird der Schule, den Lehrern und später den sogenannten Peergroups die Schuld gegeben, sollte der Nachwuchs verhaltensauffällig sein bzw. sich sozial als wenig bis nicht kompetent erweisen. Rezepte für eine tadellos funktionierende Erziehung wird es kaum je geben können, so viel ist uns allen klar. Frau Jennys Appell an die Eltern zu mehr Selbstkritik und Führungspflicht ist aber schon mal eine deutliche und konstruktive Botschaft in die richtige Richtung!

Catherine Herriger, Bern

Wiederholung der Wiederholung

Nr. 1 – «Aepplis fatale Falschaussage»;
Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Wie buchstabiert man *Weltwoche*? M-ö-r-g-e-l-i. Lasst genug sein, das grausame Spiel! Wir bezahlen nicht dafür, Woche für Woche die Wiederholung der Wiederholung der Wiederholung ganzer Textpassagen, E-Mails und Zitate zu lesen. Die Wiederholungen bei Fortsetzungsgeschichten sind (nebst der hohen Druckfehlerrate) ein Markenzeichen der *Weltwoche*. Die Geschichten über Keller-Sutter, Hildebrand, Mörgeli und Co sind durchaus *Weltwoche*-würdig. Aber bitte im guten *Weltwoche*-Stil: kurz, bündig, bissig. Übrigens: Mein Rotstift blieb bei den letzten drei Ausgaben arbeitslos, es geht also doch!

Robert Jecklin, Igis

Die Entlassung von Professor Mörgeli riecht stark nach akademischem Filz. An der Uni Zürich wird sicher Hervorragendes geleistet, aber ebenso sicher wird viel Leerlauf und Unnötiges von den Steuerzahlenden finanziert. Man sollte die Affäre zum Anlass nehmen, die Tätigkeiten aller Uni-Angestellten hinsichtlich Sinn und Effizienz zu prüfen. Nach meiner Überzeugung könnte man das Budget der Uni ohne Qualitätsverlust um dreissig Prozent kürzen. Christoph Mörgeli und die *Weltwoche* müssen dranbleiben.

Werner Laube, Lengnau

Wie in Hongkong

Nr. 1 – «40 Jahre Gurken-Manifeste»;
Kolumne von
Peter Bodenmann

Herr Bodenmann hat die Bodenhaftung verloren. Unsere Heimat ist ihm egal. Offenbar weiss er nicht, dass nur achtzehn Prozent der Schweizer Fläche bewohnbar sind. Wie soll eine 11-Millionen-Schweiz aussehen? Wahrscheinlich mit scheusslichen Hochhäusern wie in Hongkong. Die Einwanderung wieder selber zu kontrollieren, ist nicht fremdenfeindlich. Andere Länder machen das auch. Im Übrigen ist es sinnvoll, von Ausländern einen Sprachtest zu verlangen, damit sie mit uns kommunizieren können.

Alfred Riesterer, Buchs ZH

Grosses Vergnügen

Nr. 1 – «Die Frau in Schwarz»;
«Stilkritik»
von Jeroen van Rooijen

Ich war enttäuscht, dass die *NZZ am Sonntag* Herrn van Rooijen so sang- und klanglos verabschiedet hat. Umso erfreuter war ich natürlich, den eleganten Schreibstil von Herrn van Rooijen in der *Weltwoche* wiederzufinden. Bravo! Ich habe mit grossem Vergnügen die Stilkritik zu Christa de Carouge gelesen, auch zwischen den Zeilen!

Anita Vaucher, per E-Mail

Dumpf und depressiv?

Nr. 50/51 – «Gar nichts ist eng in der Schweiz»;
Interview mit Urs Widmer

Das Interview mit Urs Widmer bedarf einer Korrektur. Es ist einfach nicht wahr, dass die fünfziger und sechziger Jahre «sehr dumpf und eigentlich depressiv» gewesen seien. Das mag für ein halbes Dutzend Nachkriegsjahre stimmen, aber schon sehr bald setzte ein Wirtschaftsaufschwung ein, und es herrschte eine Aufbruchstimmung wie vorher nie und nachher nie mehr. Begünstigt wurde sie durch das Aufkommen des Rock'n'Roll ungefähr in der Mitte der fünfziger Jahre, dieses irre neuen

Sounds aus Amerika, der den Menschen ein ganz neues Lebensgefühl gab. Geforscht wurde auf allen Gebieten so intensiv, dass 1962 auch die Pille für die Frau auf den Markt kam, die das Sexualleben revolutionierte. Zudem war zuvor schon der Sputnik um die Erde gekreist, der die Weltraumforschung entscheidend intensivierte.

Es ist mir deshalb schleierhaft, warum Urs Widmer die Worte jener Journalisten nachplappert, die allzu lange das bequeme Klischee von den spiessigen fünfziger Jahren pflegten. Dieses Bild ist längst widerlegt, aber Legenden halten sich hartnäckig. Das gesellschaftliche Leben bewegte sich nicht «kaum», wie uns der Schriftsteller weismachen will, sondern es herrschte eine brodelnde, neugierige und fruchtbare Unruhe. Beispiele hier aufzuzeigen, würde den Rahmen weit sprengen, erwähnt sei immerhin der Drang nach Süden und das allmähliche Aufkommen der Automobile im grossen Stil. Vergessen wir auch nicht, dass ab 1953 ein völlig neues Medium, das Fernsehen, bei uns Einzug hielt. Hat Urs Widmer das alles vergessen?

Thomas Schweizer, Füllinsdorf

Zur Wiederbelebung der Cartoons in der Weltwoche

Die Idee mit den Cartoons finde ich toll – kupfern Sie solche, die sich auf Deutsch übertragen lassen, vom *New Yorker* ab!

Peter Vogt, Thundorf

Mit den Cartoons hat die *Weltwoche* eine Tiefebene erreicht. Oder sollen die flachen Witze die übrigen und guten Beiträge auf höherem Niveau erscheinen lassen? Ich kann auf die Zeichnungen verzichten. Lassen Sie sie wieder weg.

Max F. Bretscher, Langnau a. A.

Es würde mich erstaunen, wenn ich der Einzige wäre, der die neuerdings abgedruckten Witzbildchen nicht so lustig findet, sondern

altbacken bis billig-sexistisch. Bisher habe ich es geschätzt, dass uns die *Weltwoche* mit diesen meist dümmlichen Comic-Zeichnungen, die sich z. B. der *Tagi* auf der Frontseite leistet, verschont. Ich möchte keine Witz-Zeitschrift. Die restlichen 98 Prozent der *Weltwoche* sind aber hervorragend und notwendig.

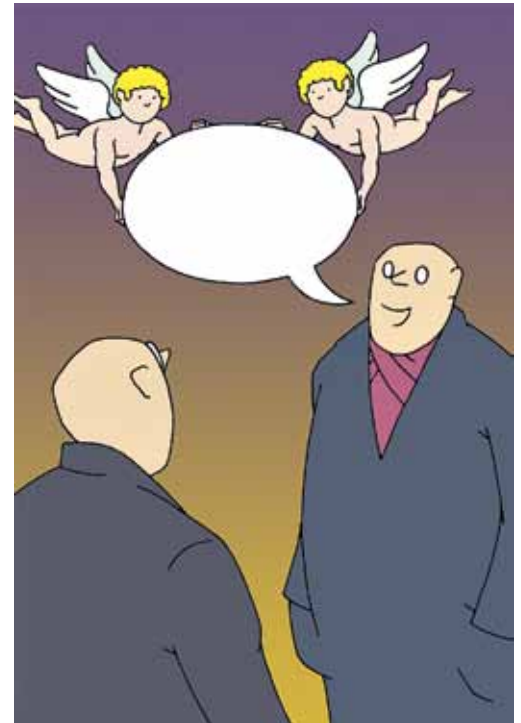
Henri Andrey, Zürich

Nun hat die *Weltwoche* den Bogen in meine Jugendzeit definitiv geschlagen, enthält doch die neueste Ausgabe wie in der Nr. 1 vom 17.11.1933 wieder locker eingestreute und nicht mit dem Text zusammenhängende Cartoons. Ich bin mit dieser von meinem Vater abonnierten Publikation aufgewachsen. Damals kontrollierte Vater jede Neuausgabe, ob die darin eingestreuten «Mimi»-Witze jugendtauglich waren, bevor er das Exemplar für uns Kinder freigab. Wenn nicht, dann fehlte einfach die beanstandete Seite. Dass die Chefredaktion nun zu diesem aufheiternden System der Anfangsjahre zurückgefunden hat, finde ich toll und bedanke mich herzlich! Dass der Humor aber auch textlich in der *Weltwoche* in Form der Kolumne von Andreas Thiel ein fester Bestandteil Ihres Erzeugnisses geworden ist, verdient einmal ein kräftiges Kompliment, denn es ist schlicht und einfach wohltuend, sich jede Woche die erstaunlichen Einfälle Thiels zu Gemüte zu führen! Machen Sie weiter so, und bleiben Sie am Ball – die Schweiz und ihre Gesellschaft brauchen dringend Ihre nie verstummende mahnende und aufklärende Stimme!

Karl Bischofberger, Küsnacht

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man als Atheist «Grüss Gott» sagen?

Markus Lanfranconi

Ja. Als Atheist dürfen Sie fast alles tun, was kein Menschengesetz verbietet. Aber warum einen beschwören, an den man nicht glaubt, anstatt sich an die Person wenden, die man meint? Salü, Hans!, guten Tag, grüss dich, habe die Ehre, hallo, halali, ahoi – die Auswahl ist riesig. Ein konsequenter Atheist verzichtet dann natürlich auch aufs Adieu beim Abschied. *See you later, alligator*. Damit bleibt man irdisch. Sacha Verna

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthalts-tag

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Im schiefen Licht: Grüninger (Stefan Kurt).



Fiktive Elemente: Dreifuss (Anatole Taubman).



Film-Bösewicht: Rothmund (Hunger-Bühler).



Moralkeule: Regisseur Gsponer.

Die falsche Akte Grüninger

Der neue Spielfilm über den Flüchtlingshelfer Paul Grüninger reanimiert längst widerlegte Vorwürfe gegen die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg. Um ihre politische Botschaft zu transportieren, schrecken die Filmemacher nicht vor historischen Manipulationen zurück. *Von Rico Bandle*

Paul Grüninger ist so etwas wie die Schweizer Version von Oskar Schindler, dem durch Steven Spielbergs Film «Schindlers Liste» weltberühmt gewordenen Unternehmer und Retter von über tausend jüdischen Zwangsarbeitern. Der St. Galler Polizeikommandant hat vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mehreren hundert jüdischen Flüchtlingen mit falschen Papieren die Einreise in die Schweiz ermöglicht. Im Frühling 1939 wurde er entlassen und Ende 1940 vom St. Galler Bezirksgericht wegen Amtspflichtverletzung und Urkundenfälschung zu einer Geldbusse verurteilt.

Verschiedene Gerüchte, zum Beispiel, er habe mit den Nazis sympathisiert, haben eine Rehabilitierung Grüningers in der Schweiz lange verhindert. In Israel wurde er schon 1971 zum «Gerechten der Völker» ernannt, der höchsten Auszeichnung, die ein Nichtjude erhalten kann. Hierzulande erhielt er erst in den 1990er Jahren amtlichen Heldenstatus: 1993 wurde er postum von der St. Galler Regierung rehabilitiert, zwei Jahre später in einem Schauprozess freigesprochen. In der Folge wurde in Wien eine Schule nach ihm benannt, in St. Gallen ein Platz und ein Fussballstadion, in mehreren Städten ein Weg oder eine Strasse. Letztes Jahr führte das Theater St. Gallen ein Theaterstück über ihn auf. Nun folgt ein Spielfilm, der am 23. Januar die Solothurner Filmtage eröffnen wird und am 30. Januar in die Kinos kommt.

Eine ganze Generation am Pranger

Der Aufstieg Grüningers vom entlassenen und verachteten Polizeihauptmann zum gefeierten Menschenretter verlief parallel mit der zunehmend selbstkritischen Betrachtung der Schweizer (Flüchtlings-)Politik im Zweiten Weltkrieg. Während die eine Seite den eigenen Wehrwillen und die Stärke der Armee als Grund für die Verschonung vor einem deutschen Angriff hochhielt, war für die andere Seite die Schweiz in erster Linie eine üble Mithäterin: Das Land habe opportunistisch und menschenverachtend gehandelt, habe den Nazis in die Hände gespielt und sei nur deshalb vom Krieg verschont geblieben.

Der Historiker Edgar Bonjour brachte 1970 die vor allem unter Intellektuellen und Me-

dienschaffenden vorherrschende Haltung auf den Punkt: «Die ganze damalige Generation hat versagt und ist mitschuldig.» Mit dem Bergier-Bericht wurde diese Haltung Ende des letzten Jahrhunderts offiziell: Die Schweizer Politik habe nicht nur viel Leid verursacht, sondern auch dazu beigetragen, «dass die Nationalsozialisten ihre Ziele erreichen konnten» (Schlussbericht der Bergier-Kommission).

Viele Details aus dem Bericht wurden mittlerweile von Historikern relativiert, vielerorts hat sich die Diskussion versachlicht, jenseits von Ideologien und Emotionen. In diesem Sinne wäre auch «Akte Grüninger» eine Chance gewesen, die Schweizer Politik während des Zweiten Weltkriegs neu darzustellen: ein Film, der weder die Aktivdienstgeneration verklärt noch dem zwanghaften Drang nach der Selbstverurteilung unterliegt, sondern ernsthaft zu verstehen versucht, was die Beweggründe der damaligen Flüchtlingspolitik waren. Umso mehr, als es sich bei dem Film um ein quasi-öffentliches Projekt handelt: Die 3,3-Millionen-Franken-Produktion wurde mehrheitlich von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) finanziert, das den Film koproduziert hat, sowie mit öffentlichen Fördergeldern.

Aber weit gefehlt. Der Film ist in seiner offenkundigen Einseitigkeit, die sich um Faktentreue wenig kümmert, geradezu ein Ärgernis. «Akte Grüninger» ist nicht nur ganz im alten, anklagenden Gestus gehalten, befremdlicher noch: Es werden sogar Vorwürfe wiederbelebt, die längst widerlegt wurden. Der Film schwingt die Moralkeule, ist manipulativ und stellt einzelne Personen entgegen verbürgten Fakten in ein schiefes Licht.

Die Mär vom Judenstempel-Erfinder

Der eigentliche Bösewicht im Film ist Heinrich Rothmund, während des Zweiten Weltkriegs Chef der Schweizer Fremdenpolizei. Bereits in den 1950er Jahren war er schweren Vorwürfen ausgesetzt, als die Zeitschrift *Beobachter* eine Kampagne gegen ihn fuhr: Er sei der Erfinder des J-Stempels in den Pässen deutscher Juden und der Architekt einer angeblich unmenschlichen und antisemitischen Flüchtlingspolitik, schrieb das Blatt. Eine «un glaubliche Affäre» sei das. >>>



Aufstieg zum Menschenretter: Polizeikommandant Paul Grüninger (1891–1972).

Tatsache aber ist: Der J-Stempel war keine Schweizer Erfindung, sondern wurde von deutscher Seite vorgeschlagen, als Reaktion auf das Schweizer Vorhaben, die allgemeine Visapflicht für Deutsche einzuführen. Rothmund war kein Verfechter dieser Massnahme, sondern er empfahl dem Bundesrat 1938, allerdings vergeblich, nicht auf diesen Vorschlag der Deutschen einzugehen. Er war also ein Gegner dieser diskriminierenden und für viele Juden folgenschweren Kennzeichnung. Erst 1998 korrigierte der *Beobachter* in einem langen Artikel die Falschmeldung.

Und was macht der Film? In einer Szene tritt Rothmund (gespielt von Robert Hunger-Bühler) vor die Presse und verkündet die Schliessung der Grenzen für jüdische Flüchtlinge. Ein Journalist fragt: «Wie sollen die Grenzer wissen, ob einer Jude ist?» Rothmund: «Wir werden den deutschen Behörden den Vorschlag machen, die Pässe der Flüchtlinge zu kennzeichnen.» Gleich zwei historisch längst widerlegte Vorgänge werden hier als Tatsachen dargestellt: dass die Schweiz den Judenstempel erfunden hat und dass Heinrich Rothmund die treibende Kraft dahinter gewesen ist. Anne Walser, Produzentin des Films, rechtfertigt sich: «Rothmund war nun einmal ein Hauptexponent der restriktiven Politik gegenüber jüdischen Flüchtlingen.»

Eine weitere, besonders offensichtliche Verdrehung betrifft die Anzahl zurückgewiesener Flüchtlinge. «Bis 1945 wurden nach offiziellen Schätzungen an der Schweizer Grenze 30 000 Flüchtlinge zurückgewiesen, die meisten Schicksale sind nicht geklärt», heisst es eingebildet am Schluss des Films. Die Bergier-Kommission, die bereits sehr grosszügig rechnete, kam auf die Zahl von 24 500. Eine Nationalfonds-Studie von Ruth Fivaz-Silbermann sowie die Forschung der Genfer Historiker Pierre Flückiger und Gérard Bagnoud stiessen vor über zehn Jahren unabhängig voneinander auf eine viel tiefere Zahl: Rechnet man deren eruierte Aufnahmequote im Grenzabschnitt Genf auf die gesamte Schweiz hoch, so kommt man insgesamt auf 5000 beziehungsweise 3500 abgewiesene Flüchtlinge.

Erst kürzlich meldete sich der bekannte französische Anwalt und Nazijäger Serge Klarsfeld mit neuen Zahlen zu Wort. Klarsfeld forscht zusammen mit Ruth Fivaz-Silbermann seit vielen Jahren zum Thema. Gegenüber der *Schweiz am Sonntag* sagte er: «Seit 1999 sind wir mit unseren Forschungen weitergekommen. Wir können heute die Zahl der Juden, welche die Schweiz abgewiesen hat, nach unten korrigieren: von 5000 auf rund 3000.»

Wie viele Flüchtlinge genau zurückgewiesen wurden, wird wohl nie genau eruiert werden können – angesichts des Leids, das hinter den Zahlen steckt, ist diese Diskussion auch immer belastet. Dass aber in einem Film wider besseres Wissen eine unrealistisch hohe Zahl

von 30 000 erwähnt wird – heute geben sogar einzelne Mitglieder der Bergier-Kommission zu, sie hätten mit 24 500 eher im oberen Bereich gelegen –, zeigt, dass ein bestimmtes, vorgefasstes Bild einer Schweizer Flüchtlingspolitik zementiert werden soll.

Kriegsgewinnler schon vor dem Krieg

Die Filmemacher streiten gar nicht ab, mit dem Film Politik machen zu wollen. «Jeder, der die Zeitung aufschlägt, kann Parallelen zur heutigen Zeit ziehen. Jeder soll sich überlegen: Wie würde ich handeln in einer solchen Situation?», sagt Regisseur Alain Gsponer. Man solle bedenken, dass es sich bei dem Film um einen Spielfilm handle, also um Fiktion. Rechtfertigt dies, fälschlicherweise zu suggerieren, Heinrich Rothmund habe den Judenstempel vorgeschlagen? «Der Film sagt nicht, dass Rothmund den Judenstempel vorgeschlagen hat. Die Stelle ist filmisch verdichtet und sicher zu kurz. Um die Geschichte um den Judenstempel exakt zu erklären, wäre eine fünf Minuten lange Szene nötig gewesen – so lässt sich kein spannender Spielfilm machen.»

Ähnlich manipulativ sind die pädagogisch anmutenden Dialoge jenseits der damaligen Realität. So sagt Heinrich Rothmund zu einem zweifelnden Mitarbeiter: «Denken Sie an sich. Wenn sich die europäischen Länder gegenseitig zerfleischt haben, sind wir ein blühendes Land. Dafür legen wir heute den Grundstein.» Der Krieg hatte noch gar nicht begonnen, niemand konnte ahnen, dass Europa sich bald zerfleischen würde. Geschweige denn, dass die Schweiz danach unversehrt dastehen würde. Hinter dieser Aussage Rothmunds verbirgt sich das ganze Übel moralisierender Geschichtsschreibung: dass Historiker im Nachhinein, wenn das Resultat längst bekannt ist, den Akteuren vorwerfen, nicht nur falsch, sondern verwerflich gehandelt zu haben, in diesem Fall sogar absichtlich «kriegsgewinnlerisch» auf Vorrat.

Drehbuchautor Bernd Lange sagt dazu, man müsse sich die Frage stellen, inwiefern ein Spielfilm überhaupt den Anspruch erheben könne, das Geschehene exakt abzubilden. «Ich schrieb den Film, weil ich etwas zur Gegenwart zu sagen habe.» Darf man die Historie verdrehen, um sie aktuellen politischen Zielen gefügig zu machen?

Regisseur Alain Gsponer zeigt sich angesichts solch kritischer Gegenfragen überrascht. «Ich rechnete viel eher damit, dass uns vorgeworfen wird, Rothmund zu verharmlosen. Es gibt Äusserungen von Rothmund, die klar antisemitisch wirken.» Tatsächlich sind zahlreiche antijüdische Aussagen Rothmunds dokumentiert, andererseits arbeitete er in der Flüchtlingsfrage eng mit dem Textilunternehmer und Vorsitzenden des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), Saly Mayer, zusammen. Auch sprach sich Roth-



In Israel wurde Paul Grüninger schon 1971 zum



«Gerechten der Völker» ernannt.

mund immer gegen eine juristische Benachteiligung der Schweizer Juden aus.

Interessant ist wiederum, dass der Film allein den Sozialdemokraten anlastet, Grüninger beim Bund denunziert zu haben – insbesondere dem SP-Regierungsrat Valentin Keel wird eine zweifelhafte Rolle zugeschrieben. Dabei gibt es zahlreiche Hinweise, dass auch jüdische Kreise, insbesondere Saly Mayer, Rothmund darauf hingewiesen haben, dass Grüninger zugunsten von Flüchtlingen Dokumente fälschen liess. Da die jüdische Gemeinschaft für die jüdischen Flüchtlinge aufkommen musste und zunehmend finanziell an den Anschlag kam, gab es auch einige jüdische Exponenten, die sich gegen eine weitere Aufnahme von Flüchtlingen aussprachen.

Wollte man hier ein heikles Thema ausklammern? «Nein», sagt Gsponer, «es wäre zu kompliziert geworden, mit Saly Mayer noch eine weitere Figur einzuführen.» Im Film kommt nur der damalige Leiter der Israelitischen Flüchtlingshilfe vor, Sidney Dreifuss (der Vater von alt Bundesrätin Ruth Dreifuss, gespielt von Anatole Taubman).

Der Historiker und Journalist der *Wochenzeitung*, Stefan Keller, der die Rehabilitierung Grüningers mit seinem Buch «Grüningers Fall» in den 1990er Jahren entscheidend voranbrachte, stand den Filmemachern beratend zur Seite. Er könne damit leben, dass im Film die Sozialdemokraten die Hauptschuld für Grüningers Entlassung tragen. «Eine solche Verdichtung halte ich in einem Spielfilm für legitim. Und die Hauptschuld trägt nicht eine Partei, sondern eine Regierung: Bundesbern!» Auch bei anderen historischen Ungenauigkeiten verweist er darauf, dass es sich um einen Spielfilm mit fiktiven Elementen handle.

Löcher in der «restriktiven Politik»

Was im Film gut zum Ausdruck kommt: Grüninger war als Flüchtlingshelfer längst nicht allein. Unter Sozialdemokraten und Juden gab es gutorganisierte Schleppernetzwerke. Sanktionen mussten nur wenige der Beteiligten über sich ergehen lassen, selbst wenn ihre Tätigkeit den Behörden bekannt war.

Angesichts dessen ist auch der gängige Begriff der «restriktiven Flüchtlingspolitik» zu hinterfragen. Von mehreren Auslandsdiplomaten ist bekannt, dass sie Flüchtlingen entgegen den Anweisungen von Bern grosszügig Papiere ausstellten, um in die Schweiz zu gelangen. Als ihre Praxis aufflog, erhielten sie oft nur eine Abmahnung oder wurden an einen anderen Ort versetzt – wo sie zum Teil weitermachten wie zuvor. Zutreffender für die Schweizer Flüchtlingspolitik wären die Adjektive «wankelmütig» und «uneinheitlich». Mal war sie restriktiv, mal weniger; oft gab der Bund offiziell eine harte Linie vor, tolerierte es aber, wenn Basel, Genf oder St. Gallen trotzdem Flüchtlinge über die Grenze liessen. Wurde die Grenze an einer

Stelle gesperrt, blieb sie an einer anderen Stelle offen. In den Wochen unmittelbar nach der vielkritisierten Grenzschiessung für alle «Flüchtlinge nur aus Rassegründen» im Sommer 1942 – im Bergier-Bericht wird dieser Beschluss als «Versagen» der «politischen Elite» bezeichnet – gelangten zum Beispiel so viele Flüchtlinge in die Schweiz wie nie zuvor in den Kriegsjahren, die Abweisungsrate erhöhte sich nicht.

Weshalb ausgerechnet Grüninger bestraft wurde, ist nicht ganz klar. Gemäss dem Film und der gängigen Historikermeinung wollte man an ihm ein Exempel statuieren. Ein klassisches Bauernopfer: Auf Grüninger, der nur schlecht vernetzt war, konnte man leicht alles abschieben, die vielen Mitwisser kamen davon. Der Journalist Shraga Elam ist überzeugt, dass noch andere Gründe vorliegen: Grüninger sei selber ein Nazisympathisant gewesen, schreibt er in einer aufwendig recherchierten Broschüre von 2003. Was auf den ersten Blick absurd erscheint, ist bei genauerem Hinsehen nicht gänzlich auszuschliessen. Als Grüninger die Flüchtlinge über die Grenze brachte, 1938 und 1939, gab es in Deutschland noch keine Pläne zur systematischen Vernichtung der Juden. Diese wurden erst an der Wannseekonferenz im Januar 1942 beschlossen. Zuvor galt noch das Ziel, die Juden aus dem Land zu vertreiben.

Zum Teil wurden die österreichischen Juden von den Nazis bis nach Feldkirch an die Schweizer Grenze gefahren, sämtliche Wertgegenstände wurden ihnen abgenommen, dann auf Nimmerwiedersehen verjagt. Es sind Fälle dokumentiert, bei denen die Gestapo den Flüchtlingen gar jene Stellen an der Grenze zeigte, wo sie am leichtesten illegal in die Schweiz kommen konnten. Indem Grüninger Flüchtlinge über die Grenze half, handelte er zu jenem Zeitpunkt noch im Sinne der Nazis. Ob schon Elam zahlreiche Indizien liefert, die darauf hinweisen, dass Grüninger ein Nazisympathisant gewesen sein könnte: Der Beweis dafür bleibt bisher aus – entsprechend kann man den Filmautoren nicht anlasten, diesen Aspekt weggelassen zu haben.

Die Hauptfiguren allerdings etwas ambivalenter zu gestalten, die klaren Grenzen zwischen Gut und Böse etwas aufzuweichen, hätte dem Film nicht geschadet. Steven Spielberg gelang es, Oskar Schindler als Helden zu zeigen, ohne dessen Geldgier, Hang zum anderen Geschlecht und Mitgliedschaft zur NSDAP zu verheimlichen. Grüninger (gespielt von Stefan Kurt) hingegen ist ein selbst- und makelloser Menschenfreund, der stets korrekt-mahnende Sätze liefert wie: «Ich will stolz sein auf die Schweiz», oder: «Sie machen ja nur Ihre Pflicht. Wenn Sie das mit Ihrem Gewissen zusammenbringen.» Auch das ist Ausdruck einer Filmcrew, der die politische Botschaft wichtiger ist als die Neugier nach den eigentlichen Beweggründen der damaligen Akteure. ○

Minister Unfreisinn

Bundesrat Johann Schneider-Ammann war der grosse Hoffnungsträger der Wirtschaft, als er in die Regierung gewählt wurde. Jetzt gibt er den Gewerkschaften nach und lässt die Überregulierung des Arbeitsmarkts im Gefolge der Personenfreizügigkeit geschehen. *Von Florian Schwab*

Chef der Ammann-Gruppe im bernischen Langenthal, Präsident des Industrieverbands Swissmem und Vizepräsident des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse: Bevor Johann N. Schneider-Ammann in den Bundesrat gewählt wurde, hatte er sich einen Namen in der schweizerischen Wirtschaft gemacht.

Entsprechend viel versprach man sich von dem damaligen Berner FDP-Nationalrat Schneider-Ammann, als dieser im Herbst 2010 von seiner Partei für den Bundesrat nominiert wurde. Wirtschaftsvertreter, die mit Schneider-Ammann in seinen früheren Funktionen zusammengearbeitet hatten, erinnern sich an die Erwartungshaltung: Der Wirtschaftsmann sollte unternehmerisches Denken und Sachverstand in den Bundesrat bringen, ein «ordnungspolitisches Bewusstsein» versprach man sich von ihm. Wegen seines Einsatzes für die Industrie verlieh ihm das Magazin *Bilanz* den Titel «Mister Werkplatz». Die FDP betonte seine Unternehmerqualitäten, was neben den politischen Erfahrungen auf dem Bundesparkett den Ausschlag dafür gab, dass sich der Berner FDP-Mann parteiintern gegen die damalige St. Galler Justizdirektorin Karin Keller-Sutter durchsetzte.

«Nicht a priori zu kompromissbereit»

Ein Berner Lokalkomponist schrieb nach der Wahl einen Marsch namens «Der Patron». Der «leichtfüssige Beginn», so der Musiker, «wird von einem vorwärtstrebenden, leichtfüssigen Thema abgelöst, das den geschätzten, dynamischen, optimistisch gestimmten Patron der Ammann Group charakterisieren soll». Schneider-Ammann selbst nährte die in ihn gesetzten Hoffnungen. In einem *Weltwoche*-Interview antwortete er auf die Frage, ob er in der Politik zu schnell nachgebe, um es sich nirgends zu verderben: Man versuche ihm das Etikett anzuhängen, er sei a priori zu kompromissbereit. «Da könnten Sie sich noch täuschen.» Das klang mutig.

Nach drei Jahren fällt die Bilanz bescheiden aus. «Schneider-Ammann tut überhaupt nichts für die Wirtschaft», sagt ein Verbandsfunktionär, der ihn damals als bessere Wahl im Vergleich zur parteiinternen Gegenkandidatin Karin Keller-Sutter ansah. Heute sieht die Bewertung anders aus. Besonders störend fallen Schneider-Ammanns Interventionen auf dem Arbeitsmarkt ins Gewicht. Unter dem Begriff «flankierende Massnahmen zur Personenfreizügigkeit» unterschrieb er alles, was



Lehrlinge aus dem Ausland: Wie liberal ist eigentlich Bundesrat Schneider-Ammann?

ihm der damalige Seco-Verantwortliche und Ex-Gewerkschafter Serge Gaillard vorlegte. Unter den Massnahmen stechen die raumgreifenden Allgemeinverbindlicherklärungen von Gesamtarbeitsverträgen ins Auge. Eine solche Erklärung bedeutet, dass ein zwischen einer Gewerkschaft und einem Arbeitgeberverband geschlossener Gesamtarbeitsvertrag für alle Angestellten einer Branche gilt – egal, ob diese gewerkschaftlich organisiert sind oder nicht. Begleiterscheinung sind oft schikanöse Lohnbuchkontrollen. Nebenbei erweitert ein solcher Bundesratsentscheid die finanzielle Macht der beteiligten Verbände arbeitgeber- und arbeitnehmerseits. Für Unternehmen und Angestellte bedeutet dies Kosten und Bürokratie. Als Parlamentarier hatte sich Schneider-Ammann noch für einen «flexiblen Arbeitsmarkt» starkgemacht.

Preise sinken, Mindestlohn steigt

Mit den flankierenden Massnahmen erkaufte schon seine Vorgängerin Doris Leuthard (CVP) die Zustimmung der Gewerkschaften zur Personenfreizügigkeit, indem sie beispielsweise einen «Normalarbeitsvertrag» für sämtliche Arbeiten im Haushalt formulierte, der einen Mindestlohn von Fr. 18.20 für Ungelernte vorschreibt. Erst letztes Jahr hob der Bundesrat unter dem freisinnigen Wirtschaftsminister Schneider-Ammann diesen Mindestlohn um zwei Prozent an, obwohl die Preise auf breiter Front sanken. Dass der die Personenfreizügigkeit unterstützt, entspricht der Position seiner Partei. Allerdings fehlt ihm die Kraft, den antifreisinnigen linken Forderungen zur angeblichen Bewältigung der Personenfreizügigkeit Widerstand zu leisten.

Auch in anderen Dossiers liess Schneider-Ammann selten seine liberale Handschrift erkennen. Das erste Jahr s war von der Euro-Krise geprägt. Als der Euro-Kurs im Sommer 2011 die Marke von einem Franken kratzte, war die Exportindustrie in heller Aufregung. Zwar erholte sich der Euro-Kurs wieder leicht auf rund Fr. 1.08. Dennoch packte die Nationalbank (SNB) die stärkste Waffe aus: eine Kursuntergrenze, die sie bei Bedarf unbeschränkt mit frischgedrucktem Geld verteidigt.

Wie man heute weiss, berief Schneider-Ammann auf dem Höhepunkt der Euro-Krise ein «Franken-Rütli» ein. Die NZZ am Sonntag besang das Treffen als «Auftakt zum gemeinsamen Kampf von Wirtschaft, Wissenschaft und Behörden gegen den starken Franken». Dieser sollte von der Nationalbank ausgetragen werden, der man «volle Unterstützung» signalisierte: Am selben Abend tagte der Wirtschaftsausschuss des Bundesrats mit dem Direktorium der SNB. Aus dem Treffen überbringt Schneider-Ammann «den Wunsch nach einer baldigen Intervention der SNB».

Rückblickend ist diese Aktion problematisch: Zunächst ritzt das Überbringen von poli-

tischen Wünschen an die Notenbank deren Unabhängigkeit – ein hohes Gut, gerade in freisinnigen Kreisen. Dann kann man sich fragen, ob sich der Bundesrat von der Exportindustrie aufs Glatteis führen liess. Mit dem heutigen Wechselkurs von plus/minus Fr. 1.20 pro Euro hat sich die Wirtschaft nur unter Wehklagen abgefunden. Dass ein Verharren auf Fr. 1.10 zu einem Blutbad geführt hätte, ist unwahrscheinlich. Vor allem aber ist aus liberaler Sicht unverständlich, warum der Staat Firmen herauspauken soll, die sich nicht gegen Wechselkursschwankungen abgesichert haben.

Die Rechnung für die Kursuntergrenze schlummert in der SNB-Bilanz: Über kurz oder lang führt die höhere Inflation in der Euro-Zone dazu, dass sich der Euro im Vergleich zum Franken weiter verbilligt. Wenn der faire Wert bei Fr. 1.20 angelangt ist, so hoffen viele, kann die SNB die Kursuntergrenze geräuschlos wieder aufgeben. Zu dem Zeitpunkt dürften aber immer noch mehrere hundert Milliarden Euro bei der SNB liegen – ein Fallen des Euro-Kurses bedeutet Verluste.

Kann man bei Wohl und Wehe der Wechselkursuntergrenze noch geteilter Meinung sein, so ist Schneider-Ammanns Reaktion auf eine andere Begleiterscheinung der Euro-Krise verwunderlich: Als der Frankenkurs stieg und stieg, wunderten sich linke Politiker und Konsumentenorganisationen, warum die Firmen die Währungsvorteile nicht voll an ihre Kunden weitergaben. Schneider-Ammann berief einen runden Tisch ein. Die Importgewinne von etwa zwanzig Prozent müssten bis zum Konsumenten kommen, sagte Schneider-Ammann damals und setzte die seinem Departement unterstellte Wettbewerbskommission (Weko) in Bewegung. Mehr als zwei Jahre später präsentiert sie nun Ergebnisse: Ihre Untersuchung «lieferte weder konkrete Hinweise auf unzulässige horizontale oder vertikale Preisabreden, noch ergaben sich genügende Anhaltspunkte für kartellrechtlich problematische Behinderungen von Parallelimporten». Kurz: Schneider-Ammanns Aktionismus lief ins Leere.

«Mit abgesägten Hosen»

Ein ähnlicher Schlag ins Wasser war das unliberale Konjunkturpaket, das Schneider-Ammann während der Euro-Krise mit Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) geschmiedet hatte: Mit zwei Milliarden Franken wollte er die Exportindustrie beglücken. Die Wirtschaftsverbände bekämpften das Geschenk, derweil die Bilanz trocken feststellte: «Schneider-Ammann besserte nach, stand aber am Schluss mit abgesägten Hosen da.»

Die jüngste Eingebung des Wirtschaftsministers war letzten Sommer eine «Zielformulierung: Fachkräfte für die Schweizer Wirtschaft». Da jährlich 7000 Lehrstellen nicht besetzt werden können, will der Wirtschafts-

minister Lehrlinge aus dem Ausland anwerben: Sein Departement wolle Firmen «bei Projekten zur Rekrutierung von Jugendlichen im Ausland» finanziell unterstützen. In der Wirtschaft löst der Vorschlag Kopfschütteln aus. Neben grundsätzlichen Erwägungen stellt man sich praktische Fragen: Wie sollen dreizehnjährige Polen oder Portugiesen in der Schweiz eine Berufslehre absolvieren, fernab von ihrer Familie?

Es gibt auch Lichtblicke

Erfahrene Wirtschaftspolitiker verwundert die bescheidene Bilanz Schneider-Ammanns nicht. In den fast zehn Jahren als Parlamentarier hinterliess er kaum ein bleibendes Werk – nur einmal trat der spätere Bundesrat in Erscheinung, als es 2009 um die Zusatzfinanzierung für die IV ging. In Absprache mit Simonetta Sommaruga, damals Präsidentin der nationalrätlichen Kommission für Wirtschaft und Abgaben, setzte er die «befristete» Mehrwertsteuer-Erhöpfung um 0,4 Prozentpunkte durch, um die marode Invalidenversicherung zu sanieren. Dem eigenen Lager machte er die Kröte schmackhaft, indem er einen einjährigen Aufschub erwirkte. Heute zeigt sich, dass er sich von den Linken täuschen liess: Die Sparmassnahmen bei der IV, welche das Parlament im Gegenzug für die Mehrwertsteuererhöhung in Aussicht stellte, werden schrittweise ausgehöhlt. Aus liberaler Sicht ein schwerwiegender Betriebsunfall.

Das grosse Plus in der Regierungsbilanz des Wirtschaftsministers, da sind sich alle Beobachter einig, ist das 2013 abgeschlossene Freihandelsabkommen mit China. Optimisten erkennen allgemein eine Besserung: Die Berufung des ehemaligen Avenir-Suisse-Ökonomen Boris Zürcher als Nachfolger des Gewerkschafters Gaillard sei ein vielversprechendes Zeichen. Die Weltwoche konfrontierte Johann Schneider-Ammann mit der Kritik. Er liess die Gelegenheit zur Stellungnahme verstreichen. ○

SALOMONISCHER NOBELPREIS



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), was uns der Wirtschaftsnobelpreis 2013 für die Aktienmärkte lehrt.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch



Sitzungen dauern gerne bis zu fünf Stunden: Rote Fabrik in Zürich.

Rote Zahlen

Mitarbeiter beziehen den gleichen Lohn zweifach, 25 000 Franken verschwinden aus der Kasse: Im alternativen Zürcher Kulturzentrum Rote Fabrik, das zum grössten Teil mit Steuergeldern finanziert ist, herrscht Misswirtschaft. Die Stadt schaut zu und prüft gar eine Subventionserhöhung. *Von Christoph Landolt*

Der Backsteinbau an der Seestrasse im Zürcher Quartier Wollishofen wurde schon «rote Fabrik» genannt, als hier noch Seide gewoben wurde. Offiziell zur «Roten Fabrik» mit grossem R wurde das Gemäuer 1980, nachdem sich die Sozialdemokraten gegen den geplanten Abriss gewehrt und stattdessen die Umwandlung in ein «öffentliches Kultur- und Freizeitzentrum» durchgesetzt hatten.

Inzwischen steht das «Rote» nicht mehr nur für die Farbe der Fassade und die politische Färbung der Leute dahinter – rot ist auch die Tinte, die in der Buchhaltung der Betreibergesellschaft vorherrschen würde. Wie die Quartierzeitung *Zürich 2* kurz vor Weihnachten berichtete, hat die IG Rote Fabrik, die für den Kulturbetrieb zuständig ist, «beim Finanzhaushalt gröbere Probleme», was einem massiven Besucherrückgang und «finanziellen Ungereimtheiten» zu verdanken sei. Vertreter

der IG Rote Fabrik relativierten die Geldsorgen («Wer hat schon keine finanziellen Probleme in der heutigen Zeit?»). Auf die Nachfragen von *NZZ* und *Tages-Anzeiger* hin nannten sie als Grund für die Schieflage ein einziges Ereignis: Ein Brand im Mai 2012 habe dazu geführt, dass die maximale Zuschauerkapazität von 1300 auf 800 verringert worden sei (was von den Lokalzeitungen brav weiterverbreitet wurde).

Diese Erklärung ist eine Ausrede. Wie Dokumente, die der *Weltwoche* vorliegen, beweisen, deckte die Versicherung nicht nur den Sachschaden, sondern sie übernahm auch Einnahmeausfälle in der Höhe von 137 000 Franken. Davon entfielen 86 500 Franken auf fünf Grossevents (Tocotronic, The Young Gods, Lethargy und andere), die wegen der neuen Feuerschutzvorschriften in kleinerem Rahmen durchgeführt werden mussten. Recher-

chen zeigen, dass die roten Zahlen mit dem Brand nichts zu tun haben – viel aber mit einem aufgeblähten Apparat und Mitarbeitern, die ungeniert in die Kasse greifen. Die Rote Fabrik ist eine rote Kolchosa. Sie produziert wenig, kostet aber umso mehr.

Wie die sowjetischen Kolchosen wird auch die Rote Fabrik von einem Kollektiv geführt, wobei es im Zürcher Kulturzentrum gar zwei davon gibt: Offiziell liegt die Oberaufsicht beim Vorstand. Er besteht zurzeit aus sechs Personen, darunter die abgewählte grüne Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber und der St. Galler SP-Politiker und Slam-Poet Etrit Hasler. Einen Präsidenten gibt es nicht, alle sind gleich.

Dem Vorstand unterstellt ist die Geschäftsleitung. Sie wird Betriebsgruppe genannt und ist ebenfalls im Kollektiv organisiert. Mitbestimmen darf, wer mindestens zu 60 Prozent in der Roten Fabrik arbeitet. Das sind momentan

nicht weniger als sechzehn Personen. De facto geht ohne sie gar nichts. Im formell höchsten Vereinsorgan, der Hauptversammlung, stellen die sechzehn Angestellten meist die Mehrheit und entscheiden somit über die (Wieder-)Wahl der ihnen vorgesetzten Vorstände.

Wenn die Mitglieder der Betriebsgruppe ihre Interessen bedroht sehen, tauchen sie geschlossen an den Vorstandssitzungen auf. Diese dauern gerne bis zu fünf Stunden, was die Besucher als Arbeitszeit verbuchen dürfen – der IG Rote Fabrik entstehen dadurch jedes Mal Kosten von rund 3000 Franken, wie einer gutunterrichteten Quelle zu entnehmen ist. Die zweiwöchentlichen Betriebsgruppensitzungen seien ebenso ineffizient: Bis alle sechzehn Mitglieder ihren Standpunkt dargelegt hätten, sei in der Regel ein halber Tag vorbei.

«Restriktive Haltung»

Die Hälfte der Belegschaft ist dem sogenannten Programmbüro zugeteilt: Je zwei Leute arbeiten für das Fabriktheater, die Musikabteilung und das Konzeptbüro, das Kunstaktionen organisiert, zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen lädt und Filme abspult. Sogar eine eigene *Fabrikzeitung* («Genug vom ewig gleichen Medienbrei?») mit zwei Teilzeitredaktoren gibt es.

Während vergleichbare alternative Kulturzentren wie die Berner Reithalle oder die Basler Kaserne mit freischaffenden Licht- und Tontechnikern zusammenarbeiten, leistet sich die Rote Fabrik nicht weniger als sechs festangestellte Techniker plus eine weibliche Volontärin (die hausinterne Quotenregelung könnte in dieser Abteilung sonst nicht eingehalten werden).

Das alles kostet. Und weil man gegen Eintrittspreise von mehr als 30 Franken ist (das sei «diskriminierend») und auch gegenüber Sponsoren eine «restriktive Haltung» pflegt (diese nützten «Kultur nur zur Imagepflege»), ist man auf andere Finanzierungsquellen angewiesen, die allerdings alles andere als alternativ sind: Zwei Drittel des Budgets von 3,7 Millionen Franken machen Steuer-

gelder aus. Die Stadt Zürich überweist 2,4 Millionen pro Jahr.

Am besten lässt sich die kolchosenartige Ineffizienz wohl anhand des Sekretariats mit seinen 3,7 Vollzeitstellen darlegen: 90 Stellenprozent entfallen auf den hauseigenen Informatiker. Er hat wenig zu tun, denn die Homepage wird von einer externen Firma bewirtschaftet. Eine Mitarbeiterin wurde eigens als Empfangsdame eingestellt. Das Telefon allerdings wird täglich nur zwischen 14 und 16.30 Uhr bedient.

Hinzu kommt eine vollamtliche Personalfachfrau. Während bei Firmen meist ein Personalverantwortlicher auf 100 bis 200 Mitarbeiter kommt, beträgt dieses Verhältnis bei der



«Sozialer Betrieb»: Prelicz-Huber.

Roten Fabrik 1:15. Mehr Betreuungsqualität bringt das nicht. Gemäss internen Quellen ist der Personalbereich ein einziges Chaos, die Amtsinhaberin völlig überfordert. Ihre wichtigste Aufgabe, die Lohnbuchhaltung, liess sie an eine externe Firma outsourcen. Um Ordnung in die Personaldossiers zu bekommen, hat sie eine zusätzliche Teilzeitkraft eingestellt: ihre Tochter.

Anzeige bleibt trotz Fehlbetrag aus

Sämtliche Angestellten arbeiten für einen Einheitslohn von 6300 Franken pro Monat. Während das für eine Empfangsmitarbeiterin eine überdurchschnittliche Summe ist, war das Buchhalterin M. M. offenbar zu wenig.

M. war Kassierin und Buchhalterin in Personalunion. Es störte niemanden, dass es keinen wöchentlichen oder monatlichen Kassensturz gab, denn M. hätte ohnehin sich selbst kontrolliert. Doch Ende 2011 stellte die Revision fest, dass 25 000 Franken fehlten. Damit konfrontiert, wehrte sich die Buchhalterin gegen die «Unterstellungen». Es fehlten lediglich drei, vier Belege. Sie habe diese bei sich zu Hause, es sei eine Sache von fünf Minuten, sie hervorzusuchen.

Auch nach Monaten kamen keine Belege. Dafür ein Arzteugnis – Burnout.

Interne Quellen sind überzeugt, dass sich M. bereichert hat. Das städtische Kulturamt, das im Vorstand der IG Rote Fabrik vertreten und deshalb bestens informiert ist, wollte durchgreifen: mit Strafanzeige und fristloser Kündigung, ohne aber die Öffentlichkeit zu informieren. In der Betriebsgruppe hingegen war man überzeugt, dass M. nicht absichtlich Geld unterschlagen habe und sie unschuldig sei. Schliesslich einigte man sich darauf, M. den Lohn bis zum Ende der Kündigungsfrist zu bezahlen und auf eine Anzeige zu verzichten. Das Geld bleibt verschollen.

Als Selbstbedienungsladen diente die Rote Fabrik auch für A. G., die Anfang 2012 als Praktikantin im Konzeptbüro begann («entwickelt und präsentiert Veranstaltungen zu gesellschafts- und kulturpolitischen Themen»). Ende Januar kam der erste Lohn. Tage später stellte A. G. den genau gleichen Betrag als Honorar in Rechnung. Das wiederholte sich im Februar und März. Abgesegnet wurden die Forderungen (Lohn plus insgesamt 2000 Franken Spesen) von der Festangestellten D. L. – jener Person, die zuvor das Lohnblatt für G. ausgestellt hatte. Die Personalverantwortliche bemerkte die Doppelzahlungen nicht (sie wusste offenbar nicht einmal, ob G. festangestellt ist oder nach Aufwand entschädigt wird). Ende März lief das Engagement von G. aus. Doch auch im April, Mai, Juni und Juli bezog sie weiterhin Lohn. Als die Zahlungen im August eingestellt wurden, wurde ersichtlich, dass für die Rote Fabrik ein Schaden von rund 20 000 Franken entstanden war.

A. G. habe angegeben, sie habe die Doppelzahlungen «nicht bemerkt», sagt ein Mitarbeiter. Dennoch sei für sie eine Rückzahlung nur mit einer Frist von einem Jahr in Frage gekommen, was darauf hinweist, dass sie das Geld sofort ausgegeben hat. Der Vorstand indes beschloss, dass ein «Missverständnis» vorliegt. Auf eine Strafanzeige wurde verzichtet.

«Wir sind immer noch ein sozialer Betrieb und stellen niemanden unnötig an den Pranger», erklärt Vorstandsmitglied Katharina Prelicz-Huber. Das bedeute aber nicht, dass man G. das Geld schenke. «Es gibt einen rechtsgültigen Abzahlungsvertrag.» Allerdings wurde G. vom Vorstand ein Grossteil der Schulden erlassen, angeblich, um weitere geleistete Arbeiten zu entschädigen.

Wie geht es der Roten Fabrik nun finanziell? Bekannt ist nur, dass die Reserven, die drei Jahre zuvor noch 400 000 Franken betragen, bis Ende 2012 auf 24 000 Franken zusammengeschmolzen sind. Katharina Prelicz-Huber schätzt das Defizit für das vergangene Jahr auf «rund 100 000 Franken». Bereits hat die IG Rote Fabrik via Medien eine Erhöhung der Subventionen gefordert. Bei der Stadt stösst sie damit auf offene Ohren. Gegenüber dem «Regionaljournal» von Radio SRF kündigte ein Sprecher von Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) an, man werde «einen solchen Antrag sorgfältig prüfen». ○



Heisst «platonisch» auch, dass ich keine Geschenke kriege?

Nicht der Witz, die Realität ist rassistisch

Der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät steht wegen Italiener-Witzen in der Kritik. Doch wer über einen ordentlichen fremdenfeindlichen Witz nicht lachen kann, der schwebt selber über dem Abgrund der Fremdenfeindlichkeit. Von Henryk M. Broder

In der amerikanischen Filmkomödie «Besser geht's nicht» (Original: «As Good as It Gets») spielt Jack Nicholson einen Zwangsneurotiker. Er sitzt in seinem Restaurant immer am selben Platz, bestellt immer das gleiche Essen, bringt sein eigenes Plastikbesteck mit, hortet in seinem Badezimmer einen Riesenvorrat an Seife, weil er zu jedem Händewaschen ein frisches Stück benutzt. Beim Gehen achtet er darauf, nicht auf die Fugen zwischen den Pflasterplatten zu treten und niemanden zu berühren.

Eines Tages kommt er in sein Stammlokal und stellt fest, dass «sein» Tisch besetzt ist. «Da sitzen Juden», beschwert er sich bei der Kellnerin, geht an den Tisch und sagt: «Seid ihr immer noch da? Eure Nasen sind ja noch grösser als euer Appetit.» Oder andersrum: «Euer Appetit ist ja noch grösser als eure Nasen.» Worauf die beiden Grossnasen fluchtartig das Lokal verlassen.

Der Film wurde 1997 produziert. Also vor gerade einmal siebzehn Jahren. Heute würde so eine Szene ganz anders aussehen. Entweder würde Nicholson zu der Kellnerin sagen: «An meinem Tisch sitzen zwei Leute mit einem kulturellen Hintergrund, der es ihnen verbietet, Speck zu essen», oder die beiden würden kurz aufblicken und sagen: «Verdrück dich, sonst gibt es was auf die Fresse!», und danach ihre Unterhaltung fortsetzen, als hätte sie jemand nur nach der Uhrzeit gefragt.

Das Problem des trockenen Alkoholikers

Auch der Film «In der Hitze der Nacht» aus dem Jahre 1967 mit Sidney Poitier und Rod Steiger in den Hauptrollen würde heute unter die Räder der Political Correctness kommen, weil darin ständig von «Niggern» die Rede ist – auch wenn am Ende das Gute siegt.

Sogar ein so grossartiger Regisseur wie Mel Brooks würde für seine «Verrückte Geschichte der Welt» («History of the World: Part I») aus dem Jahre 1981 heute keinen Verleiher finden, macht er sich doch über alle und alles auf eine Weise lustig, die man leicht als «rassistisch» und «menschenverachtend» einstufen könnte. So lässt er Moses bei seiner Unterhaltung mit Gott «jiddeln» und stellt die Inquisition als ein Musical dar – mit Torquemada als komischem Kauz. Heute würde man Brooks darüber belehren, dass es erstens anders war und dass es zweitens nicht angeht, sich auf Kosten der Opfer von Gewalt zu amüsieren. Solcher Haltung haben wir es zu verdanken, dass fast nur noch alberne Fantasyfilme und idiotische

romantic comedies gedreht werden. Da kann man kaum etwas falsch machen, was in der Folge eine «Anti-Rassismus-Kommission» auf den Plan rufen würde.

Nun höre ich aus der Schweiz, die auf der Liste meiner zehn Lieblingsländer auf dem zweiten Platz rangiert, dass in der kleinen Alpenrepublik ein «Rassismus»-Skandal tobt. Es geht um einen Witz, den der Berner Stadtpräsident im «Comedy Club» gemacht hat. «Wissen Sie, warum die Italiener so klein sind? Weil ihnen ihre Mütter stets sagen: «Wenn du mal gross bist, musst du arbeiten gehen.»»

Aus dem Stand heraus fallen mir dazu zwei Witze aus derselben Abteilung ein. «Warum haben Frauen so kleine Füsse? Damit sie nah am Kochherd stehen können.» Und: «Warum haben Juden so grosse Nasenlöcher? Weil die Luft nichts kostet.»

Nun findet der Rassismus, wie alles andere auch, vor allem im Auge des Betrachters statt. Andererseits kann man die Entscheidung darüber, was «rassistisch» (beziehungsweise «sexistisch») ist, nicht den Rassisten überlassen, so wie man die Entscheidung darüber, was «Kindesmissbrauch» ist, nicht den Pädophilen überlassen kann. Dennoch ist es unmöglich, Rassismus so verbindlich zu definieren wie Ampere, Volt oder Watt. Genau genommen, kann der Witz über die kleinen Italiener

schon deswegen nicht rassistisch sein, weil die Italiener keine Rasse, vermutlich nicht einmal eine Ethnie sind. Klein zu sein, ist keine Sünde und Faulheit geradezu eine Tugend, der wir viele schöne Erfindungen verdanken. Unter anderem den Aufzug, die Hängematte und die All-inclusive-Reisen.

Aber auf solche Feinheiten soll es nicht ankommen. Wichtiger ist: Wenn eine Gesellschaft über einen dermassen harmlosen Witz in Rage gerät, dann hat sie entweder keine wirklichen Probleme und muss aus schierer Langeweile welche erfinden, oder sie hat in der Tat ein dickes Problem mit dem eigenen Rassismus – wie ein trockener Alkoholiker, der nicht einmal eine Mon-Chéri-Praline auspacken darf, um nicht rückfällig zu werden. Mag sein, dass der Italiener-Witz eine homöopathische kleine Dosis an «Rassismus» enthält, wie jeder Schotten-, jeder Juden-, jeder Schwulen-Witz.

Substanziell rassistisch sind freilich die hysterischen Reaktionen derjenigen, die sich über den Witz echauffieren, als wollten sie Dämme gegen eine heraufkommende Flut errichten. Wer über einen ordentlichen fremdenfeindlichen Witz nicht lachen kann, der schwebt selber über dem Abgrund der Fremdenfeindlichkeit. Jeder Witz artikuliert ein Vorurteil – zugleich mit dem Versuch, es zu demaskieren. Erst wenn sich der Witz mit



«Eure Nasen sind ja noch grösser als euer Appetit»: Jack Nicholson in «As Good as It Gets».



«Wissen Sie, warum Italiener so klein sind?»: Stadtpräsident Tschäppät im «Comedy Club».

einer Vernichtungsfantasie verbindet, nimmt er eine bedrohliche Haltung ein. «Was unterscheidet die Türken von den Juden? Die Türken haben das vor sich, was die Juden hinter sich haben.» – «Was ist der Unterschied zwischen einem Juden und einer Pizza? Die Pizza kommt aus dem Ofen wieder raus.»

Es mag für Schweizer ein kleiner Trost sein, dass die Deutschen ihnen, wie schon öfter in der Geschichte, um ein paar Nasenlängen voraus sind. Märchen und Kinderbücher, die «rassistische» und «sexistische» Anspielungen enthalten, werden gesäubert; wenn fortschrittliche Mütter und Väter ihren Kindern von «Got» erzählen, dann ist er eine Sie. Seit kurzem gilt eine neue Strassenverkehrsordnung, in der nicht mehr von «Radfahrern» und «Verkehrsteilnehmern» die Rede ist. Stattdessen heisst es: «Wer am Verkehr teilnimmt...» und «Mit Fahrrädern muss einzeln hinterher gefahren werden...» Bedeutete Rassismus früher, dass Unterschiede zwischen Weissen und Schwarzen, Christen und Juden, Männern und Frauen hervorgehoben wurden, bedeutet er heute, dass die Unterschie-

de eingeebnet werden. Allein der Hinweis, dass bestimmte Gruppen zu einem bestimmten Verhalten neigen, gilt bereits als «rassistisch». Und so gerät am Ende die Wirklichkeit in den Verdacht, «rassistisch» zu sein, wenn sie sich nicht an die Vorgaben hält, die ihr gemacht werden.

Polizeibeamte spielen Täter

Ende des vergangenen Jahres hat die Berliner Polizei einen Videoclip produziert, mit dem sie vor Taschendieben warnen wollte. Dazu muss man wissen, dass «kleinere» Delikte wie Handtaschendiebstahl in Berlin aus Personal-mangel nicht mehr verfolgt, sondern nur noch statistisch erfasst werden, weswegen die Polizei in 96 Prozent aller gemeldeten Fälle keinen Tatverdächtigen findet. In dem Video, das unter anderem im Berliner U-Bahn-TV gezeigt wurde, waren Originalaufnahmen echter Taschendiebstähle zu sehen, die von Überwachungskameras aufgezeichnet worden waren. Zufall oder auch nicht: Die Täter hatten alle einen «Migrationshintergrund». Worauf ein Sturm der Empörung ausbrach.

«Das Video erweckt den Eindruck, dass die Berliner Polizei Menschen, die nichtdeutscher Herkunft sind, als Täter vorführen will und stellt diese Personengruppe damit unter Generalverdacht», erklärte der innenpolitische Sprecher der Linkspartei im Berliner Abgeordnetenhaus. Sein Kollege von den Grünen bedauerte, «dass hier unnötig Klischees bedient werden, als ob nur weisse Omis Opfer von Taschendiebstählen werden und als ob alle Täter ein vermeintlich ausländisches Aussehen hätten». Der Türkische Bund kritisierte die «klischeehafte» Darstellung der Täter. «Damit stellt die Berliner Polizei Menschen nichtdeutscher Herkunft unter Generalverdacht.»

Dermaßen gebeutelt, zog die Berliner Polizei den Videoclip zurück und kündigte an, sie werde nun einen neuen Film produzieren, in dem die Täter von Polizeibeamten gespielt werden, die Deutsche ohne Migrationshintergrund sind. Das ist lupenreiner Rassismus.

Dagegen ist die Sache mit den kleinen Italienern, die nicht arbeiten wollen, wirklich ein schwacher Witz. ○



Entlassung ohne Grundlage

Die Universität Zürich entlässt Christoph Mörgeli. Das argumentative Fundament wackelt. Bildungsdirektorin Regine Aeppli hat die Finger im Spiel. Teil 7 der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Uni-Rektor Andreas Fischer, der als Anglist und feinsinniger Shakespeare-Kenner mit der Mechanik der Macht und der Intrige von Berufs wegen vertraut ist, macht an diesem Freitagmorgen, den 21. September 2012, einen nervösen Eindruck. Offensichtlich ist es ihm nicht wohl in seiner Haut. Statt vor Studenten spricht der Rektor im ehrwürdigen Senatszimmer der Universität Zürich (UZH) zu mehreren Dutzend Journalisten und in ungezählte Kameras und Mikrofone. Vom Blatt liest der Rektor mit unsicherer Stimme eine Medienmitteilung ab. Deren Inhalt: Professor Christoph Mörgeli, habilitierter Oberassistent und Konservator am Medizinhistorischen Museum, wird nach 27 Jahren Tätigkeit an der Universität Zürich gekündigt und überdies per sofort freigestellt.

Rektor Fischer begründet die Kündigung und sofortige Freistellung Mörgelis mit angeblich «schweren Loyalitätspflichtverletzungen». Wörtlich zitiert Fischer aus der Mitteilung der hauseigenen Kommunikationsabteilung: «Prof. Mörgeli hat durch seine Äusserungen in diversen Medien im Zeitraum vom 11. bis 20. September schwere Loyalitätspflichtverletzungen gegenüber der Universität Zürich begangen. Unter anderem erhob er verbale Angriffe gegen seinen direkten Vorgesetzten, Herrn Prof. Dr. Flurin Condrau; er forderte die Einleitung von Disziplinar- und Strafverfahren gegen Prof. Condrau; er warf der UZH und Mitarbeitern der Universität Zürich Mobbing vor; schliesslich machte er geltend, er erhalte als SVP-Mitglied keine Unterstützung durch die UZH, er werde ungerecht behandelt, und überdies habe es offensichtlich keinen Platz an der UZH für ein SVP-Mitglied.»

Die Kündigung und deren Begründung sind in mehrerer Hinsicht höchst fragwürdig und stellen der Universität Zürich und ihrer obersten operativen Führung um Rektor Fischer – der später selber ein Opfer der Affäre werden sollte – ein schlechtes Zeugnis aus. Das Ansehen der Universität Zürich ist durch die Vorgänge massiv geschädigt worden.

Bestraft, weil er sich verteidigte

Denn Fakt ist erstens: Die Vorwürfe, die Christoph Mörgeli gegen seinen Chef Flurin Condrau und weitere Angestellte des Medizinhistorischen Instituts erhob, erwiesen sich allesamt als zutreffend. Die Staatsanwaltschaft ermittelt derzeit sowohl gegen Condrau Stellvertreterin und Vizedirektorin Iris



«Schwere Loyalitätspflichtverletzungen»: Uni-Rektor Fischer an der Medienkonferenz vom 21.9.2012.

Ritzmann wie auch gegen deren Ehemann Eberhard Wolff, Mörgelis Stellvertreter als Konservator, wegen Amtsgeheimnisverletzung. Es ist erwiesen – das bestätigte auch der ehemalige Direktor des Bundesamts für Justiz, Heinrich Koller, in einer am 4. Dezember 2013 vorgestellten internen Untersuchung –, dass Institutsvizedirektorin Ritzmann dem *Tages-Anzeiger* teils geheime Informationen zukommen liess und am gesamten Herstellungsprozess der Artikel beteiligt war, die den «Fall Mörgeli» überhaupt erst ins Rollen brachten. Mit andern Worten: Die Vizedirektorin und Condrau-Stellvertreterin, die auch Mörgelis Vorgesetzte war, ging via Presse aktenkundig gegen ihren eigenen Kollegen und Untergebenen vor.

CD mit E-Mails belastet Condrau

Fakt ist zweitens: Iris Ritzmann und weitere Mitarbeiter des Instituts handelten keineswegs autonom. Ihr Chef und Institutsdirektor Flurin Condrau wusste von den Pressekontakten, ja er instruierte den federführenden *Tages-Anzeiger*-Journalisten sogar persönlich, wie dieser später selber in einem Interview verriet. Der Chef und Institutsdirektor beteiligte sich also aktiv am schliesslich erfolgreichen Versuch, einen Untergebenen und langjährigen Universitätsmitarbeiter via Schlammschlacht in der Presse loszuwerden.

Wie eng Direktor Condrau und Vizedirektorin Ritzmann bei der Pressekampagne gegen ihren Kollegen und Mitarbeiter Mörgeli zusammenspannten, belegt weiter eine Aussage von Ritzmann in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) vom 10. Dezember 2013. Auf Anfrage sagt sie dort, sie habe dem *Tages-Anzeiger* nicht über ihre Universitätsadresse, sondern über ihr privates E-Mail-Konto geschrieben. Die E-Mails habe sie sodann «fein säuberlich» auf eine CD gebrannt und auf den Schreibtisch gelegt, um sie später mit ihrem Chef «im Sinne

In wenigen vernichtenden Zeilen beurteilte Condrau die Arbeiten allesamt als «ungenügend».

einer Manöverkritik durchzugehen», so Ritzmann gegenüber der NZZ.

Die Aussage ist bemerkenswert. Eine «Manöverkritik» ist eine abschliessende Besprechung, neudeutsch ein Debriefing, das die Verantwortlichen nach Beendigung eines Manövers, also einer generalstabsmässig geplanten Übung, durchführen. Manöverkritik ist Chefsache. Und der Chef und Übungsleiter heisst in diesem Fall Flurin Condrau. Auch Vizedirektorin Iris Ritzmann bestätigt somit den Verdacht, den Christoph Mörgeli vorbrachte und der ihm schliesslich zum Verhängnis wurde: die Tatsache nämlich, dass sogar sein Chef Condrau an der

auch via Presse vorgetragenen Mobbing-Aktion beteiligt war.

Die «schweren Loyalitätspflichtverletzungen» bestehen in Tat und Wahrheit also darin, dass Mörgeli sich öffentlich und faktentreu gegen Vorwürfe wehrte, die zuvor von den Verantwortlichen des Instituts samt Direktor Flurin Condrau hinter Mörgelis Rücken und teils



Lieber heute als morgen: Regierungsrätin Aepli.

in mehrfacher Verletzung des Amtsgeheimnisses an die Presse getragen wurden. Mörgeli wurde entlassen, weil er die Urheber der Schmutzkampagne aus dem eigenen Institut wahrheitsgemäss beim Namen nannte und Konsequenzen forderte. Das Opfer wurde zu einem Täter gemacht – mit shakespeareschem Machtinstinkt.

Unstimmig bis faul

Doch damit nicht genug. Auch eine zweite Argumentationslinie zur Begründung und Rechtfertigung der Kündigung zerbröselte bei kritischer Prüfung. An der eingangs geschilderten Pressekonferenz vom 21. September 2012 begründete Rektor Fischer die Entlassung ausschliesslich durch «schwere Loyalitätspflichtverletzungen», die «das Vertrauensverhältnis massiv und unwiederbringlich zerstört» hätten. Eine Woche später, am Freitag, den 28. September, schob die Universität dann überraschend einen neuen Grund für die Kündigung nach. Die Kommunikationsabteilung der Universität Zürich versandte eine weitere Medienmitteilung, in der jetzt plötzlich von «ungenügender Leistung» die Rede war. Die Ziele, die anlässlich einer ersten Mitarbeiterbeurteilung vom 10. Februar 2012 vereinbart worden sind, seien «klar nicht erreicht» worden, schreibt die Uni.

An dieser zweiten Begründung ist erneut mehreres unstimmig bis faul.

Erstens: In der Zielvereinbarung vom 10. Februar 2012 wurde festgelegt, dass Christoph Mörgeli verschiedene umfangreiche theoretische Arbeiten abzufassen habe, so etwa ein «Konzept zum Depotmanagement der Objektsammlungen» des Medizinhistorischen Museums. Mörgeli gab diese Arbeiten alle im Lauf des Frühjahrs und des Sommers ab, ohne dass Chef Condrau sie je mit ihm besprochen hätte. Dabei sieht das «Merkblatt Mitarbeitendenbeurteilung» der Universität Zürich vor, «Zwischengespräche» durchzuführen, «um so auch allfällige Zielkorrekturen rechtzeitig einzuleiten». Solche Zwischengespräche zu den Zielvereinbarungen haben nie stattgefunden.

Im Gegenteil: Direktor Condrau qualifizierte die Arbeiten erst am Vortag des 21. September, als Rektor Fischer vor den versammelten Journalisten Mörgelis Entlassung bekanntgab. Es handelte sich um eine Alibiübung, denn zu diesem Zeitpunkt war die Kündigung längst beschlossene Sache. In wenigen vernichtenden Zeilen beurteilte Condrau die Arbeiten allesamt als «ungenügend».

Auf diese angeblich «ungenügende Leistung» stützte sich dann die Uni-Leitung in ihrer nachgeschobenen Erklärung vom 28. September 2012. Von einer seriösen und den internen Reglementen («Merkblatt Mitarbeitendenbeurteilung») entsprechenden Qualifikation ist das so weit entfernt wie der Südpol vom Zürcher Hochschulhügel.

Hinzu kommt ein zweiter Punkt. Wäre das Verfahren korrekt gelaufen, hätte Mörgeli selbst bei Nichterreichen der Ziele am 21. September nicht gekündigt werden dürfen. In der ersten Mitarbeiterbeurteilung vom 10. Februar 2012 steht explizit, dass im Falle einer ungenügenden Zwischenbilanz im September 2012 «eine Bewährungsfrist von sechs Monaten angesetzt» werde, wie es den personalrechtlichen Vorgaben entspricht. Erst dann – also frühestens im März 2013 – hätte Flurin Condrau die Kündigung beantragen können.

Erstaunliche Ungereimtheiten

Solche Ungereimtheiten erstaunen, aber die Uni-Leitung drehte das Ganze vollends ins Absurde, als sie Ende Oktober 2013 die Entlassung von Condrau-Stellvertreterin Iris Ritzmann wegen fortgesetzten Geheimnisverrats bekanntgab. Durch Ritzmanns Indiskretionen sei eine ordnungsgemässe Leistungsbeurteilung verunmöglicht worden, so die Universität. Die gleiche Uni kommunizierte vor Jahresfrist noch, Mörgeli habe wegen «ungenügender Leistung» gehen müssen. Es bleibt eine knifflige Denkaufgabe: Wie kann ein Mitarbeiter aufgrund einer Leistungsbeurteilung, die nicht stattgefunden hat, wegen «ungenügender Leistung» entlassen werden? >>>

Davis-Cup:
Das Schweizer
Duo patzte. 29

Machen Computer unsere
Kinder dumm – oder klug? 44

Zürcher Mormone
missionierte mit
Mitt Romney. 8

Der Sonntag



16. September 2012 | Schweiz am Sonntag | www.sonntagonline.ch

Universität entlässt Professor Mörgeli

Nach schweren «Mobbing»-Vorwürfen gegen seinen Vorgesetzten erhält SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli die Kündigung

VON CHRISTOF MOSE

Die kommende Woche griffen Mitarbeitergespräch mit Professor Christoph Mörgeli an der Universität Zürich wird zum Ausreisegescheh. Wegen seiner 66

schon. Insofern will die Universität die Notbremse ziehen und Mörgeli entlassen. Er hätte. Das angeblich «Montag-Rechnen». Die Universität wollte sich dazu öffentlich nicht äussern.

Ursprünglich hätte Mörgeli nächste Woche eine letzte Frist zur Behebung der schweren Mobbing im medizinischen Museum und der darauffolgenden Kündigung eingereicht werden soll

ten, die ein akademischer Bericht und eine externe Expertise anforderten. Die Berichte gelangten vergangene Woche an die Öffentlichkeit und sollten Mörgeli ein verheerendes Arbeitszeugnis an

was, stützt die massive Kritik an Mörgeli. Ein weit «ungläubige Arbeitszeugnis» vorgeworfen. Mörgeli soll gemäss der Beschreibung seiner Arbeit als Professor und Museumsleiter in den letzten Jahren systematisch vernachlässigt haben, vor allem zum Nachteil der weltweit grössten zweidimensionalen Sammlung, bei der den Pflege Mörgeli als Konservator des

bestimmend ist. An der Universi
» SEITEN 2/3

Wo liegt das Leck? Schlagzeile des Sonntags vor Mörgelis Entlassung.

Was wie eine Farce klingt, ist Tatsache geworden an der grössten Schweizer Hochschule, und es ist auch insofern brisant, als selbst die Zürcher Regierung handfest in das Manöver verstrickt ist. Regierungsrätin und Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP), die in Personalunion dem Universitätsrat, dem obersten Führungs- und Kontrollorgan der Uni, vorsteht, drehte das Rad kräftig in die von ihr gewünschte Richtung. Am 19. September 2012 machte sie in der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens zu bester Sendezeit die folgenschwere Falschaussage, Mörgeli könne nach Ablauf der Bewährungsfrist entlassen werden: «Und die läuft dieser Tage ab», so Aeppli. Das ist, wie gezeigt, nachweislich falsch.

Die Spur führt zu Aeppli

Aeppli ging am TV – nachdem sie zuvor ein Gespräch mit Mörgeli verweigert hatte – noch einen Schritt weiter. Auf die Frage, was bei einer negativen Beurteilung passiere, sagte sie: «Dann wird die Kündigung ausgesprochen und Christoph Mörgeli der Lohn weitere sechs Monate gezahlt.» So ist es dann auch gekommen, reglementswidrig und entgegen den schriftlichen Abmachungen in der Mitarbeiterbeurteilung vom Februar 2012.

Die Frage ist daher: Wer wusste wann von Mörgelis Kündigung?

Offiziell besiegelt wurde die Entlassung am Montag, den 17. September 2012, von Rektor Andreas Fischer auf Antrag von Institutschef Flurin Condrau. Doch merkwürdigerweise wussten andere schon früher davon.

«Universität entlässt Professor Mörgeli», vermeldete die Zeitung *Der Sonntag* bereits zwei Tage vorher im Internet und tags zuvor in der gedruckten Fassung, apodiktisch und ohne jedes Fragezeichen. Auch den in der Uni-Medienmitteilung vom 21. September verbreit-

teten Entlassungsgrund kannte die Zeitung im Voraus («wegen seiner öffentlich geäusserten «Mobbing»-Vorwürfe und der Forderung nach einer Strafuntersuchung gegen seinen Vorgesetzten Flurin Condrau»).

Wer entschied wirklich? Und wo liegt das Leck, das den *Sonntag* mit den brisanten Indiskretionen versorgte, mit denen Mörgeli abermals hinterrücks angeschossen wurde?

Rektor Andreas Fischer versicherte an der Entlassungsmedienkonferenz vom Freitag, den 21. September, glaubhaft, dass er am Wochenende zuvor noch nicht entschieden habe und ahnungslos gewesen sei. Die Fäden wurden anderswo gezogen. Flurin Condrau, Mörgelis Chef, wollte den missliebigen Mitarbeiter zwar mit allen Mitteln loswerden, aber er war lediglich Antragsteller. Übrig bleibt die Bildungsdirektion von SP-Regierungsrätin Regine Aeppli. Es gibt sonst keine Instanz, die in den Prozess involviert war.

Die aktive Rolle der Bildungsdirektion würde auch erklären, weshalb Aeppli bereits vor der öffentlichen Bekanntmachung der Entlassung im Fernsehen auftrat und von «Kündigung» sprach, noch bevor diese kommuniziert war.



Jetzt auch noch Antidepressiva im Futter

Die Affäre wird damit zu einem Politikum. Bereits Aepplis TV-Aussagen sind hoch problematisch: Wie kommt die Bildungs- und Universitätsrat-Präsidentin dazu, sich öffentlich über eine laufende Mitarbeiterbeurteilung eines Professors und Uni-Angestellten zu äussern? Das ist eine Unmöglichkeit, die sich nur dadurch erklären lässt, dass Aeppli eine Agenda verfolgte. Der Schluss drängt sich auf, dass auch sie nicht frei war von politischen Beweggründen und den unliebsamen Gegner lieber heute als morgen von der Uni entfernen wollte.

Erdbeben an der Uni geht weiter

Endgültige Klarheit wird erst herrschen, wenn die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen abgeschlossen hat. Bereits jetzt fällt ein schiefes Licht auf die Kompetenzverteilung an der Universität Zürich: Wenn der Rektor, der amtlich befugt ist, lediglich ausführt, was anderswo vorentschieden wurde, steht es schlecht um die Führung.

Besonders stossend ist jedoch, dass die schwache Uni-Führung nicht verhindert hat, dass an einer öffentlichrechtlichen Bildungsanstalt politisch motivierte Intrigen und Intoleranz sich durchsetzen. Die Ausbootung Andersdenkender mit fingierten und

Die Bildungsdirektorin sprach bereits von «Kündigung», bevor diese kommuniziert wurde.

vorgeschobenen Argumenten passt wie die Faust aufs Auge zu einer Hochschule, die ihrem Selbstverständnis nach ein Ort der offenen Auseinandersetzung und der geistigen Vielfalt und Freiheit ist, wie es Interimsrektor und Publizistikprofessor Otfried Jarren noch an der jüngsten Medienkonferenz zum «Fall Mörgeli» Ende letzten Jahres behauptete. Wie mit Christoph Mörgeli umgesprungen wurde, beweist das Gegenteil.

Doch auch mit der fadenscheinigen Entlassung des Medizinhistorikers und SVP-Nationalrats war das Erdbeben, das die Uni durchschüttelte, nicht beendet. Bald sollten neue Akteure auf den Plan treten, und schon bald sollten die nächsten Köpfe rollen. Nicht von Shakespeare, aber von Friedrich Schiller stammt der Satz: «Das eben ist der Fluch der bösen Tat, / Dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären.»

Affaire à suivre.

Nächste Ausgabe: Wie das Schweizer Fernsehen mit zweifelhaften Methoden gegen Mörgeli ins Feld zieht und was der berühmteste Medizinhistoriker der Schweiz wissenschaftlich wirklich taugt.



Essay

Privatmann oder Dissident?

Nach seiner Begnadigung durch Präsident Putin ist Michail Chodorkowski in die Schweiz gereist. Wird der berühmteste russische Häftling des 21. Jahrhunderts – wie einst Lenin – aus dem Exil die russische Politik umpflügen? Von Michail Schischkin

Die grosse Vorliebe der russischen Revolutionäre und Dissidenten für die Schweiz ist ein Mythos, der wie alle Mythen unzerstörbar ist. Zwar kamen wirklich viele berühmte und unbekanntere Umstürzler aus Russland in die Alpenrepublik, verbrachten hier viele Jahre, erlangten sogar die Schweizer Staatsbürgerschaft, doch um wirkliche Liebe ging es kaum, eher um eine *mariage de raison*. Die Gründe für diese Wahl änderten sich mit der Zeit. Warum dieses Land für Revolutionäre vor hundert Jahren so attraktiv war, erklärte der Bolschewik Nikolai Semaschko folgendermassen: «In Deutschland oder sogar in Frankreich kam es vor, dass Emigranten auf Gesuch der russischen Regierung ausgeliefert wurden. Die Schweiz galt als ein «unantastbarer Zufluchtsort für die Politischen». [...] Zudem war das Leben in der Schweiz beträchtlich billiger als in Deutschland oder Frankreich. Deshalb war die Schweiz in jenen Jahren übervoll von Emigranten.»

Das illegale Russland existierte dank der legalen Schweiz. Dieses stille Land wurde zur Wiege der Wirren, die Russland im 20. Jahrhundert erschüttert haben. Unter dem Schutzschild helvetischer Gesetze richteten sich alle russischen radikalen Parteien komfortabel in ihren Genfer Hauptquartieren ein. Vor dem Hintergrund der malerischen Landschaften der neutralen Schweiz wurden die kommenden Attentate und blutigen Umwälzungen vorbereitet.

«Bringen grosse Summen nach Zürich»

Die Schweizer runzelten zwar die Stirn, aber die «höheren Interessen» der russischen politischen Emigranten kamen ihren finanziellen Interessen entgegen. Auf eine Anfrage der Zürcher, beunruhigt über den drastischen Anstieg der Anzahl russischer Studenten, die sich weniger um ihr Studium als um politische Polemik kümmerten, antwortete das Rektorat der Universität: «Sie bringen jährlich grosse Summen Geldes nach Zürich, tragen also zur Hebung unseres Volkswohlstandes wesentlich bei.»

Das gängige Image der Schweiz als Paradies hat für die «russische Schweiz» nicht gegolten. Man fühlte sich hier eher unglücklich. Zehn Tage vor seinem Tod schreibt der berühmte Anarchist Michail Bakunin in Bern resigniert: «Die Völker aller Nationen haben heute den revolutionären Instinkt verloren.

Sie sind zu sehr mit ihrer Lage zufrieden, und die Furcht, auch noch das zu verlieren, was sie haben, macht sie harmlos und träge.» Der grosse russische Denker Alexander Herzen äussert sich enttäuscht über seine Schweizer Mitbürger: «Aber ich frage mich, was ist denn das Eigentliche in ihrem Leben, worin bestehen ihre höheren Interessen? Es gibt sie ganz einfach nicht ...» Lenin beschimpfte das gastfreundliche Land, das ihm viele Jahre Zuflucht gewährte, verächtlich als «eine Republik von Lakaien».



Idol der Regimegegner: Chodorkowski.

Mehr Interesse für die Schweiz und ihre demokratische Staatsordnung zeigte Alexander Solschenizyn, als er Mitte der 1970er Jahre in Zürich Zuflucht fand. Die direkte Demokratie in Appenzell machte auf den grossen Dissidenten und Schriftsteller einen tiefen Eindruck. Doch hier, in der Schweiz, begann seine «Abkehr von der Demokratie», welche die westliche Öffentlichkeit schockierte. Letztlich hielt es Solschenizyn nicht lange in der helvetischen Republik aus und ging in die USA.

Nun kommt, ganz in dieser alten Exiltradition, Michail Chodorkowski in die Schweiz, der berühmteste russische Häftling des

21. Jahrhunderts. Doch die Frage ist: Als was kommt der neue grosse Mann aus Russland? Die Dissidenten und Revolutionäre der Vergangenheit nutzten die Schweiz für ihren Kampf aus. Solschenizyn verliess Zürich und siedelte nach Vermont über, das ihn an die Wälder von Rjasan erinnerte, nicht allein deshalb, weil er mit seinem «Archipel Gulag» nicht die Schweizer Steuerbeamten ernähren wollte, sondern auch, weil die Schweizer Gesetze ihm als Flüchtling den politischen Kampf verunmöglichten. Sein Wort aber war für den Kampf bestimmt. Zuerst sollten seine Bücher das sowjetische Regime niederwerfen, dann sollte er selbst als Sieger zurückkehren.

Respekt für seine Unbeugsamkeit

Die zehn Jahre, die Chodorkowski im putinschen Gefängnis verbracht hat, haben sein Bild im russischen Bewusstsein total verändert. Für die breiten Massen der Bevölkerung war er bei seiner Verurteilung ein grosser Sünder – nicht wegen der absurden Anschuldigungen des willfähigen Gerichts, sondern wegen seines unheimlichen Vermögens, das der ehemalige Komsomol-Funktionär durch die Privatisierung auf krummen Wegen erworben hatte.

Reichtum war in Russland schon immer moralisch fragwürdig. Aber durch den Mut und die Unbeugsamkeit, die der ehemalige Oligarch seinem persönlichen Gegner all die Jahre zeigte, hat er sich den Respekt und die Bewunderung seiner Landsleute verdient. In den letzten Jahren wurde er zum Symbol und Idol der Regimegegner, ja zum Hoffnungsträger. Auf der Website des Radiosenders Echo Moskau, der Hauptinformationsquelle der Opposition, wurde eine Befragung durchgeführt: «Wen würden Sie als nächsten Präsidenten Russlands wählen?» Die Antwort war klar: Michail Chodorkowski.

Nach seiner Begnadigung wiederholte Chodorkowski immer wieder, dass er keine politische Tätigkeit aufnehmen wolle. Wer kommt also in die Schweiz: eine Privatperson oder der zukünftige Schicksalslenker Russlands? Die russische Tradition in der Schweiz kennt beide Möglichkeiten.

Michail Schischkin zählt zu den wichtigsten russischen Autoren der Gegenwart. Seit Mitte der 1990er Jahre lebt er unter anderem in der Schweiz.



Freier Blick auf die weite Welt: Gruppenbild des Bundesrats.

Traumstart

2014 hat fulminant begonnen. Ein Fleischskandal in China, ein Skilift in Nordkorea und ein rätselhaftes Gruppenbild des Bundesrates haben kurzfristig für Irritation gesorgt. Doch am Horizont flackert Hoffnung. Gute Nachrichten aus dem taufrischen Jahr. *Von Urs Gehrig*

Pünktlich aufs neue Jahr hat der Bundesrat ein neues Gruppenfoto veröffentlicht. Es ist ein selten gelungenes Werk.* Die Magistratenkörper platzen schier vor Spannkraft, als hätte Madame Tussaud sie eigenhändig erschaffen. Dynamisch hängen die Arme. Da und dort ein tiefgefrorenes Lächeln in einem Gesicht. Unverkennbar hat das furiose Temperament des neuen Bundespräsidenten Didier Burkhalter bei der Komposition Regie geführt.

«Das Foto soll die drei Prioritäten seines Präsidentschaftsjahres widerspiegeln», schreibt die Bundeskanzlei im Begleittext: «Jugend, Arbeit und Öffnung.» Jugend? Arbeit? Der Betrachter muss zu seiner Schande gestehen, er hat – möglicherweise aufgrund eines heftigen Neujahrskaters – nichts Sinnverwandtes auf dem Bild gefunden.

Aber «Öffnung» – sie ist augenfällig. «Die Türe und das Fenster stehen offen», steht im

Begleittext. Voila! Welches Sujet wäre symbolschwangerer als eine offene Tür. Erst recht beim Bundesratssitzungszimmer, das in den letzten Jahren zu einem abhörsicheren faradayschen Käfig ausgebaut worden ist. Und das



Im Retro-Liftgestühl: Kim Jong Un.

Fenster ... nun ja, es steht nicht wirklich offen, aber immerhin sind die Rollläden nicht runtergerollt, und so bietet es freien Blick auf die weite Welt. Wer genau hinschaut, kann in der Ferne gar die Lichter von Brüssel erkennen. Prosit Neujahr!

Auch andere Völker werden liebevoll umsorgt. Kim Jong Un ist ein Gemüt der Gnade. Das ist nicht Verdienst, sondern Glücksfall. Immerfort liefert er Schlagzeilen, und weil über deren Wahrheitsgehalt Genaues niemand weiss, darf zünftig spekuliert werden. Über seinen in Ungnade gefallenen Onkel, zum Beispiel, und wie er zu Tode gekommen ist. Hat man ihn standesgemäss füsiliert? Oder vielleicht doch nackt in einem Käfig von einer ausgehungerten 120-köpfigen Hundemeute zerfleischen lassen, wie aus unzuverlässiger Quelle (chinesische Zeitung *Wen Wie Po*) zu erfahren war?

Wir werden es genau nie wissen. Fest steht indessen, dass Kim sich anschickt, in bester Tradition seiner Vorfahren ein rührender Landesvater zu werden. Damit sein Volk nicht bloss mit Holzsammeln und dem Verzehr von Graspuppe überwintern muss, zauberte der Enkel der «Ewigen Sonne der Menschheit» am 768

Des Chinesen Leid ist des Schweizer Freud – will heissen: Chance.

Meter hohen Masik-Pass ein gigantisches Ski-paradies an den Berg.

Bei der Eröffnungsfeier an Silvester verdankten es ihm die übergläcklichen Untertanen mit einem in den Schnee gezirkelten Skiballett. Kim seinerseits pries das weisse Eldorado als «Zentrum der Aufmerksamkeit der Welt» und stellte «mit grosser Zufriedenheit» fest, dass alles «tadellos» sei. Ein klitzekleiner Makel allerdings gab es zu konstatieren. Der museale Sessellift! Bei der Probefahrt musste sich der Neo-Diktator derart ins Retroliftgestühl zwängen, dass ihm das Eisengestänge tief in den Schritt griff.

Als Schweizer drückt einem dieser Anblick die Schamesröte ins Gesicht. Hatte doch unsere Exportkontrolle im letzten Sommer einen Sieben-Millionen-Franken-Deal mit der Flumser Firma Bartholet Maschinenbau platzen lassen. Beim Schweizer Lift für Kim handle es sich um ein Luxusgut, das unter das Embargo gegen Nordkorea falle, befanden die herzlosen Seco-Funktionäre. Dafür beschaffte sich der pffiffige Regent Schneekanonen aus Schweden, das sich bei dieser Gelegenheit einmal mehr als zuverlässiger Handelspartner profilierte. Prosit Neujahr!

Chinesen feiern keine Weihnachten, dafür Cverspeisen sie gerne Marias Lasttier. Esel ist in gewissen Gefilden des Grossreichs ein beliebter Snack. Doch just auf Neujahr hin hat ein Nahrungsmittelskandal Millionen Liebhabern dieser Delikatesse gehörig den Appetit verdorben.

«Die ganze Affäre tut uns unendlich leid», entschuldigte sich der Präsident von Wal-Mart China, nachdem der weltgrösste Detailhändler tonnenweise Esel Fleisch zurückrufen musste. Stichproben hatten gezeigt, dass das Produkt DNA-Spuren von anderen Tieren aufwies – namentlich vom Fuchs.

Chinesen können einem leidtun, essen Hund und Katz – nun auch noch Fuchs. Wie stark muss Chinas Ökosystem aus dem Gleichgewicht geraten sein, wenn Fuchs- billiger zu haben ist als Esel Fleisch? Doch des Chinesen Leid ist des Schweizer Freud – will heissen: Chance. Im Rahmen des neu ausgehandelten Freihandelsabkommens öffnen sich der boomenden Schweizer Eselzucht ein neues Reich

und bald wohl auch die Aussicht auf Reichtum. Prosit Neujahr!

Auch die Letten haben 2014 einiges zu feiern. Am 1. Januar führte die Regierung in Riga Lettland als 18. Nation nach Euro-Land. «Das ist eine grosse Chance für Lettlands Wirtschaft», versicherte Premierminister Valdis Dombrovskis, während er die erste 10-Euro-Note aus einem Bankomaten zog. Jüngste Umfragen belegen zwar, dass nur ein Fünftel der Letten entschieden die neue Währung wünscht, über die Hälfte will vom Euro-Geld gar nichts wissen. Doch die Regierung weiss, der Groll im Volk wird schnell verwehen. Die Letten sind es gewohnt, dass sie zu grossen Weichenstellungen nicht konsultiert werden, schliesslich hat Stalin auch nicht gefragt, als er



Nonnen im Sinn: Papst Franziskus.

die Baltenrepublik dem Sowjetreich einverleibte. Prosit Neujahr!

Man muss schon aufpassen, dass man sich in der Flut der Neujahrnachrichten nicht zu sehr von Nichtigkeiten verleiten lässt, die in der Regel nur in Umlauf gesetzt werden, um schlechte Stimmung zu verbreiten. Merks Sturz auf einer Engadiner Loipe, zum Beispiel. Kann so schlimm nicht gewesen sein, wenn sie sich dabei einen Körperteil (Beckenring) blessiert, den bis zu diesem Malheur kein Knochen gekannt hat. Und der Papst! Sollte sich vorsehen, ehe er Glückwünsche in die Welt telefoniert. «Was treiben wohl die Nonnen, dass sie nicht rangehen können?», fragte er, als im südspanischen Kloster der Barfüssigen Karmeliterinnen niemand seinen Neujahrsumruf erwiderte. Nun ja, was trieben sie wohl? Gearbeitet haben sie, mit Gott vor Augen und im Schweisse ihres Angesichts. Prosit Neujahr!

Doch, doch, es flackert schon eitel Licht im jungen Jahr. Kuba hebt das Neuwagen-Verbot auf. In Westaustralien twittern neuerdings 338 mit Sendern gechippte Haie einen Warnalarm, wenn sie gegen die Badestrände pirschen. Und Brasilien wartet an der Fussball-WM mit einem Hightech-Highlight auf.



Hightech-Highlight: kickende Paraplegiker.

Eröffnen wird das Spektakel nämlich ein querschnittgelähmter Teenager, der mittels Aussen-Skelett – einer Art Roboterhose, gesteuert durch eigene Hirnströme – die Meisterschaft ankicken wird. Prosit Neujahr!

Damit der frohen Botschaften nicht genug. Laut neu veröffentlichten Akten aus dem Raubgut Edward Snowdens baut der amerikanische Geheimdienst NSA an einem Supercomputer, der die komplexesten Verschlüsselungen knacken kann. Selbst Kryptocodes von Banken, Forschungsanstalten und von Regierungen werden gemäss dem Forschungsprojekt (Codename: «Penetration Hard Targets») schutzlos sein.

Der Schweiz eröffnen sich dadurch ungeahnte Sparmöglichkeiten. So kann VBS-Chef Maurer das Projekt «Sicheres Führungsnetz Schweiz», das die Kommunikation via speziell gesicherte Grossrechner und einbetonierte Knotenpunkte (Kosten: 2,5 Milliarden Franken) sicherstellt, ersatzlos streichen. Staatsgeheimnisse wird es dank dem NSA-Kryptoknacker keine mehr geben.

Konsequenterweise wird die Landesregierung statt des Eiertanzes mit der EU einen Anschluss an die USA aushandeln. Als 51. US-

Als 51. US-Bundesstaat können wir getrost auf den Gripen verzichten.

Bundesstaat können wir getrost auf den Gripen verzichten und uns von US-Drohnen beschützen lassen. Auch das mühselige Abfotografieren des Gesamtbundesrats ist nicht mehr nötig. Künftig wird die Neujahransprache direkt aus dem Weissen Haus in die Schweizer Stuben gesendet. Und das Bundesratssitzungszimmer kann entrümpelt werden, um neuen Aufgaben Platz zu machen: als Kinderhort. Oder demokratiehistorisches Minimumuseum. Bloss einen Kurator müsste man dafür noch finden. Prosit Neujahr!

*Das Bundesratsfoto ist als Postkarte bei der Bundeskanzlei bestellbar: www.admin.ch

Im Reich des Präsidenten

Jacob Zuma und sein African National Congress (ANC) führen Südafrika immer weiter in den Sumpf von Vetternwirtschaft und Korruption. Der Regierungsstil gleicht sich jenem an, der im Rest von Schwarzafrika üblich ist. *Von Kurt Pelda*

Der Fisch stinkt vom Kopf her. Und der Kopf ist «Number One» oder «The Man», beides Übernamen für Südafrikas Präsidenten Jacob Zuma. Zwanzig Jahre nach dem Ende der Apartheid ist Südafrika zwar immer noch die mit Abstand grösste Wirtschaftsmacht des dunklen Kontinents. Doch den Stärksten in einer Gruppe Schwächlinge zu markieren, ist nicht wirklich schwierig. Jeder vierte Südafrikaner hat keine Arbeit, und bei den unter 35-Jährigen beläuft sich die Erwerbslosenquote auf erschütternde siebzig Prozent.

1995, ein Jahr nach den ersten freien Wahlen und dem überwältigenden Sieg des African National Congress (ANC), lag das Land auf der Korruptionsskala von Transparency International noch im Mittelfeld. Auf der Skala von 1 (vollkommen korrupt) bis 10 (korruptionsfrei) erreichte Südafrika damals mit 5,6 die Bestnote auf dem dunklen Kontinent. Doch die Alleinherrschaft des ANC änderte das rasch. 2009, als Zuma zum Präsidenten gewählt wurde, war Südafrika weit abgerutscht. Und 2013 reichte es gerade noch für die Note 4,2, womit das Land innerhalb von Afrika nur noch auf dem zehnten Rang lag.

Schwimmbad wird «Feuerlöschbecken»

Präsident Zuma lässt kaum eine Gelegenheit aus, um sich selbst oder engen Verwandten und Vertrauten Vorteile zu verschaffen. Bestes Beispiel sind die kostspieligen Bauarbeiten an seinem Landsitz bei Nkandla, wo Zuma 1942 als Sohn eines Polizisten und einer Haushälterin geboren wurde. Das Anwesen liegt in einer verarmten Gegend der Provinz KwaZulu-Natal, der Heimatregion von Zumas Zulu-Volk. Nachdem es zu Vorwürfen gekommen war, dass sich Zuma seinen Landsitz mit Staatsmitteln vergolden lasse, führte die nationale Ombudsfrau Thuli Madonsela eine Untersuchung durch.

Ihr vorläufiger Bericht trägt den sinnigen Titel «Opulenz in grossem Stil» und beschreibt die Exzesse beim Ausbau der «Heimstätte», wie Zuma seinen Palast zu nennen pflegt. Unter dem Vorwand, man wolle die Sicherheit des Staatsoberhauptes verbessern, wurden massive Investitionen getätigt – alles vom Steuerzahler finanziert. Zur Tarnung funktionierte man das Schwimmbad des Präsidentenflugs zum Reservoir für Löschwasser um. Selbst in amtlichen Dokumenten ist nicht die Rede vom Swimmingpool, sondern nur vom «fire pool».



«Opulenz im grossen Stil»: Zumas «Heimstätte» 2009 (oben), das ausgedehnte Anwesen 2013 (unten).

Nun ist Zuma nicht der erste Präsident, der sich sein privates Anwesen mit Steuergeldern ausbauen lässt. Laut dem M&G Centre for Investigative Journalism, hinter dem die Besitzerin der südafrikanischen Wochenzeitung *Mail & Guardian* steht, lagen die Sicherheitsausgaben bei den privaten Residenzen der weissen Präsidenten P.W. Botha und F.W. de Klerk in der Nähe von 0,2 Millionen südafrikanischen Rand. Bei Thabo Mbeki und Nelson Mandela waren es dann schon 12 Millionen beziehungsweise 32 Millionen Rand. Den Vogel aber schoss Zuma ab: Für die Verbesserung der Sicherheit in Nkandla gab der Staat nicht weniger als 215 Millionen Rand aus. Das sind beim heutigen Wechselkurs rund 18 Millionen Franken.

Der Präsident habe «erheblichen persönlichen Nutzen» aus den Bauarbeiten gezogen, die über seine Sicherheitsbedürfnisse hinausgegangen seien, schreibt Ombudsfrau Madonsela dazu. Das Parlament müsse ihn nun dafür zur Rechenschaft ziehen, dass er Staatsgelder verschleudert und den Abgeordneten vorgaukelt habe, er und seine Familie hätten alle privaten Erweiterungsbauten aus der eigenen Tasche bezahlt. Auf dem weitläufigen Gelände wurden neben dem Schwimmbad noch ein Amphitheater, ein Besucherzentrum, Häuser für Zumas Verwandte, eine Klinik und zwei Helikopterlandeplätze gebaut. Im Gegensatz dazu leben viele Zulus in der Nachbarschaft weiterhin in bitterer Armut.

Schmiergelder beim Gripen-Kauf

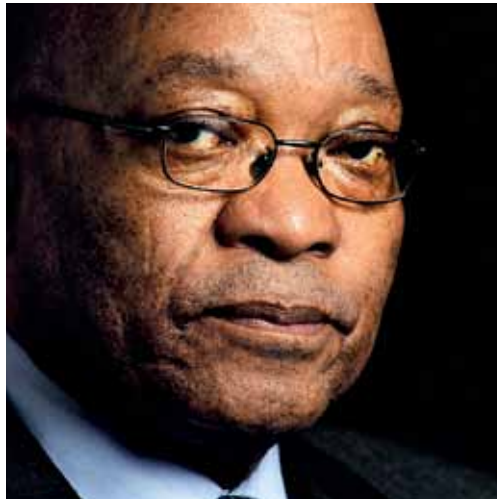
Der Staatschef, der aus armen Verhältnissen stammt, lebt heute in bester afrikanischer Kleptokratentradition, wie ein Patriarch, der seinen Günstlingen Vorteile verschafft, wenn diese ihn dafür politisch unterstützen.

Als Zuma 1999 Stellvertreter von Präsident Thabo Mbeki wurde, hatte Südafrika erst gerade beschlossen, 28 Gripen-Kampffjets beim schwedischen Hersteller Saab und 24 Hawk-Trainingsflugzeuge bei der britischen BAE Systems zu beschaffen. Die südafrikanische Saab-Tochter Sanip schloss einen Vertrag mit einem Regierungsberater ab, der millionenschwere Schmiergeldzahlungen vorsah, und zwar unter der Bedingung, dass Südafrika eine weitere Tranche von Gripen und Hawk aus der ursprünglichen Bestellung beschaffe. Ausserdem sollte Sanip schriftlich bestätigen, dass die vereinbarten Gegengeschäfte abgeschlossen waren. In der Folge flossen Schmiergelder in Höhe von 3,5 Millionen britischen Pfund von Konten der BAE Marketing Services an die südafrikanische Saab-Tochter und von dort in die Taschen des Regierungsberaters.

Das Ganze war mit einem Vertrag für «Beratungsdienstleistungen» getarnt, einer in Afrika weitverbreiteten Form, Korruption zu verschleiern. Die schwedische Muttergesellschaft Saab erklärte sehr viel später, die Zahlungen seien ohne ihr Wissen erfolgt. Allerdings war

Sanip zur fraglichen Zeit eine hundertprozentige Saab-Tochter.

Auf eine parlamentarische Anfrage des Oppositionsabgeordneten David Maynier hin musste die Regierung 2013 zugeben, dass von den am Schluss ausgelieferten 26 Gripen 12 «langfristig eingemottet» seien. Der Grund: Die Luftwaffe hat nicht genügend Mittel für den Unterhalt.



Beste Kleptokratentradition: Präsident Zuma.

Maynier erklärte daraufhin, dass in Wirklichkeit bloss 10 Gripen im Einsatz seien und es nur 6 qualifizierte Piloten gebe. Der politische Druck, die Gripen von Schwarzen fliegen zu lassen, führte zum eklatanten Mangel an Flugzeugführern. Offenbar haben viele südafrikanische Militärpiloten die falsche Hautfarbe.

Zinslose Darlehen

Als sich Zuma 1963 mit Gefährten ins Ausland absetzen wollte, um sich für den Kampf gegen das Apartheidregime militärisch ausbilden zu lassen, wurde er verhaftet, verurteilt und für zehn Jahre auf die Gefängnisinsel Robben Island verbannt. Dort sass zu dieser Zeit auch Nelson Mandela ein. Nach seiner Freilassung arbeitete sich Zuma innerhalb des ANC bis zum Geheimdienstchef vor, obwohl er keine formale Bildung besass. Nach dem Ende der Apartheid stieg Zuma sogar zum Stellvertreter von Präsident Thabo Mbeki auf, dem Nachfolger von Nelson Mandela.

Bald wurden Mbeki und Zuma jedoch erbitterte Rivalen. Dass es zum endgültigen Zerwürfnis kam, hatte auch mit Zumas Landsitz in Nkandla zu tun. Als Zuma 1990 nach Südafrika heimkehrte, war er nämlich ziemlich mittellos. Seine «Heimstätte» in Nkandla und seine Exzesse und Liebschaften frassen mehr Geld, als er verdienen konnte. Das war der Moment, in dem der indischstämmige Geschäftsmann Schabir Shaik dem hochverschuldeten Zuma zu Hilfe kam. Shaik gewährte zinslose Darlehen, die Zuma seltsamerweise kaum je zurückzahlen musste. Im Gegenzug profitierte der Unternehmer von Zumas Schützenhilfe beim Einfädeln korrupter Geschäfte mit Kriegsschiffen.

Das Verhältnis zwischen Zuma und dem windigen Shaik fand in den Weltmedien allerdings weniger Beachtung als Zumas ungeschützter Beischlaf mit einer HIV-positiven Frau. Khwezi, halb so alt wie der ANC-Politiker, war die Tochter eines Freundes, der mit Zuma auf Robben Island eingessen hatte. 2005 beschuldigte sie Zuma der Vergewaltigung, doch kam während des Prozesses ans Licht, dass sie schon früher mehrfach sexuelle Partner fälschlicherweise als Vergewaltiger titulierte hatte. Zuma wurde zu Recht freigesprochen. In Erinnerung blieb den Medien aber nur Zumas Aussage, dass er sich nach dem Sex sofort duschen ging, weil er glaubte, dass sich das Infektionsrisiko so reduzieren lasse. Für seine Ignoranz erntete Zuma weltweit Hohn und Spott.

Goldminen für den Neffen

Fast zeitgleich fand der Korruptionsprozess gegen Schabir Shaik statt. Am Schluss erhielt Shaik eine Gefängnisstrafe von fünfzehn Jahren. Das Gericht sah es als erwiesen an, dass er Zuma bestochen hatte. Das Dumme dabei war nur, dass Zuma nicht mitangeklagt war. Dennoch enthob Staatschef Mbeki Zuma von seinem Posten als Vizepräsident. Doch Zuma gab nicht auf. 2007 verdrängte er Mbeki von der Spitze des ANC. Die Staatsanwaltschaft ermittelte nun auch gegen den neuen ANC-Chef wegen der korrupten Rüstungsgeschäfte. Kurz vor Zumas Wahl zum Staatspräsidenten wurden die Vorwürfe aber wegen Verfahrensfehlern fallengelassen.

Schon kurz nach der Machtübernahme stieg der Neffe des Präsidenten, Khulubuse Zuma, praktisch aus dem Nichts zum steinreichen Geschäftsmann auf. Zusammen mit Nelson Mandelas Enkel Zondwa wurde Khulubuse indirekt Mitbesitzer zweier Goldminen, deren Kumpeln viele Monate lang kein Gehalt ausbezahlt wurde. Währenddessen feierte Zumas Neffe ausgelassene Partys und warf mit Geld förmlich um sich.

Zwei dubiose Offshore-Firmen, hinter denen angeblich Khulubuse stand, erhielten in Kongo-Kinshasa auf wundersame Weise Erdöllizenzen, obwohl diese schon an andere Unternehmen vergeben waren. Zumas Kritiker sahen darin ein Indiz, dass der Staatschef selbst die Aussenpolitik dazu missbrauchte, um seiner Familie Vorteile zuzuschancen. Ausserdem war Zumas Schwiegersohn Lonwabo Sambudla laut einem Bericht des *Mail & Guardian* mit einem Unternehmen verbunden, das einen Grossauftrag zum Bau eines öffentlichen Verwaltungsgebäudes erhielt. Verbindungen dieser Art liessen in Südafrika den Begriff Zuma Inc. (Zuma AG) aufkommen.

Wie ein Krake bedient sich das erweiterte Netzwerk des Präsidenten bei Staatsaufträgen und lukrativen Rüstungsgeschäften. Wenn es die politische Elite schon vormacht, warum soll dann der einfache Polizist oder Verwaltungsbeamte nicht auch die Hand aufmachen? ○

Der Sultan des Pop

Ahmet Ertegin wuchs als Sohn des türkischen Botschafters in Bern auf. Später gründete er in den USA Atlantic Records und schrieb Musikgeschichte. Die Schweiz blieb für ihn ein Fixpunkt.

Von Tom Kummer

Das magische Jahr 1930: Ein frischer Wind bläst über die grosse, weite Welt. Noch ist nicht klar, wohin. In Hollywood lässt sich Marlene Dietrich in einem schockierenden Männeranzug ablichten. In der Türkei propagiert der Reformler Kemal Atatürk den westlichen Hut anstelle des Turbans. In New York sitzt die fünfzehnjährige Billie Holiday wegen Prostitution im Gefängnis. Und in Zürich meldet ein Radioansager über Kurzwelle: «Hallo Spitzbergen, hier Hönningerberg».

Der Wind weht aus allen Richtungen. In Albany, Georgia, wird Ray Charles geboren. Es ist der 23. September 1930. Am gleichen Tag feiert in Philadelphia ein Junge namens John Coltrane seinen vierten Geburtstag. Sein Vater schenkt ihm eine Klarinette. In einer Kapelle ausserhalb von Memphis singt zur gleichen Zeit der sechzehnjährige Jungpfarrer Clarence Franklin, Vater von Aretha Franklin, ein göttliches Lied: «Zuletzt bleibt nur der Wind/Seine Atem ist eine Macht/Und seine ewige Melodie singt bis in die entlegensten Winkel dieser Welt...»

Ahmet liebt diese Berner Brücke. Höhenangst hat er keine. Er will einfach ein bisschen abheben.

Der frische Wind der goldenen zwanziger Jahre bläst bis in die Schweiz. Noch lässt sich hier niemand aus der Ruhe bringen. Ausser vielleicht einem siebenjährigen Türkenjungen, der fast täglich mit seiner Mutter im Botschaftswagen zur Berner Kirchenfeldbrücke gefahren wird, dann alleine über die elegante und feinziselierte Eisenkonstruktion läuft, um auf der anderen Seite beim Grand Hotel «Bellevue Palace» wieder in einen Chevrolet National Sedan einzusteigen. Der Junge liebt diese Brücke – und die frischen Winde aus dem Westen. Höhenangst kennt er keine. Er will einfach ein bisschen abheben. Und vielleicht weiss er schon instinktiv, dass sich die Jugend von morgen die Freiheit des Windes zum Ziel setzen wird.

Wunderjahr 1930

Noch ist nicht klar, was alle diese Ereignisse aus jenem magischen Jahr miteinander verbindet. 1930 ist ein Wunderjahr: Mick Jagers Mutter Eva Scutt wandert mit ihren Eltern von Australien nach Grossbritannien aus. Robert Johnson, «Grandfather of Rock 'n' Roll», vagabundiert mit einer Gibson-L1-Gitarre durchs

Mississippi-Delta. Im brasilianischen Klub Atlético Mineiro nimmt ein dreizehnjähriger Strassenkicker namens João Ramos do Nascimento, Vater von Pelé, den Namen Dondinho an. Und in Sizilien besteigt Francis Zappa, der seinen Sohn zehn Jahre später Frank taufen wird, ein Schiff in Richtung Baltimore. Dieser Frank Zappa wird 1974 seinen eigenen Sohn

zu Ehren des Jungen auf der Kirchenfeldbrücke Ahmet Zappa taufen.

Der Wind bläst immer heftiger. Im September 1930 werden Live-Radioübertragungen von Duke Ellingtons «Jungle Music» über den Sender BBC aus dem Harlemer «Cotton Club» in ganz Europa ausgestrahlt. Die ersten transatlantischen Flüge des Luftschiffs «Graf Zep-



Gentleman des Jetsets: Ahmet Ertegin (M.) mit Mick Jagger, 1973.

pelin» werden eingeführt. Noch sind es sieben Jahre bis zur Katastrophe von Lakehurst und weitere dreissig Jahre, bis eine Band namens Led Zeppelin von jenem windsüchtigen Türkenjungen auf der Kirchenfeldbrücke unter Vertrag genommen wird. Eine Fotografie der brennenden «Hindenburg» wird für deren erstes Albumcover benutzt. Später wird Led Zeppelin über das Plattenlabel Atlantic Records mehr als 300 Millionen Schallplatten verkaufen und zur erfolgreichsten Rockband aller Zeiten mutieren.

Der frische Wind bläst bis nach Bern. Meistens raunt er aus dem Westen, singt von Himmel und Hölle und lispelt dann durch graue, kalte Altstadtgassen. «Der Wind ist die erste und letzte Symphonie des Lebens», beschreibt

der Schriftsteller Robert Walser den magischen Berner Wind am Ende der goldenen zwanziger Jahre.

Am intensivsten bläst es auf der spektakulären Kirchenfeldbrücke, 1883 von der englischen Baufirma Berne Land Company nach Plänen von Gottlieb Ott & Co. in 21 Monaten gebaut. Sie ist 229 Meter lang und besitzt zwei Bogen, die je 87 Meter messen und 37 Meter hoch sind. Die Brücke verbindet das alte Bern mit der Aussenwelt, dann geht es vorbei an der legendären Kunsthalle und tief hinein ins geheimnisvolle Botschaftsviertel – zu einem der verstecktesten Winkel der Popgeschichte: Kalcheggweg 18, türkische Botschaft, November 1930. Es ist ein Gebäude im neobarocken Stil, mit grosser Wiese und zwei

Pappeln, die man als Fussballtore benutzen kann. Hier beginnt die Welt des siebenjährigen Ahmet Ertegun, «greatest record man who ever lived» (*Rolling Stone Magazine*) – und vielleicht beginnt in diesem Garten ganz nebenbei auch ein amerikanisches Fussballmärchen namens New York Cosmos. Der kleine Ahmet ist Sohn des türkischen Botschafters Münir Ertegun, eines treuen Gefolgsmanns von Kemal Atatürk, dem Vater der neuen Türkei. Aber in erster Linie ist Ahmet ein Kind aus Bern, fünf aufregende Jahre hat er dort bereits erlebt. Jetzt weht ein trauriger Wind durch die bezaubernde Villa, erbaut vom Schweizer Architekten Karl Albert Gerster. Das Botschafterehepaar Ertegun bereitet sich auf den Umzug nach London vor. Noch wissen die Buben nichts davon. Die Eltern wollen ihre Söhne nicht schockieren. Längst haben sie sich mit Bern angefreundet, sie sprechen Französisch, Deutsch, ein bisschen Berndeutsch.

Erstmals Louis Armstrong am Radio

Ahmet und sein fünf Jahre älterer Bruder Nesuhi sind fussballvernarrt, ihre besten Freunde heissen Benoît und Luigi Musy und sind die Söhne des damaligen Bundespräsidenten Jean-Mary Musy. Luigi Musy wird später ein sehr erfolgreicher Pferdesportler und Bankdirektor. Benoît Musy stirbt als Rennfahrer 1956 in einem Maserati 200S. Der Vater kämpft damals als Schweizer Finanzminister

Am Kalcheggweg 18 beginnt die Geschichte des «greatest record man who ever lived».

und Bundespräsident unentwegt für seine Deflationspolitik, er steht aber auch faschistischen Ideen nahe, hat Verbindungen zu Nazi-grössen wie Heinrich Himmler – und nutzt diese Verbindungen später als Privatperson: Er rettet – dank guten Kontakten und Bestechung – 1210 Juden aus dem Getto Theresienstadt. Ahmet und Nesuhi faszinieren damals nur zwei Dinge: ein Lumophon-Gloria-Radio und ein argentinischer Lederball mit sechs Gruppen von unbehandelten Lederstreifen, gefüllt mit einer Schweinsblase, die am oberen Ende zusammengeknotet ist, so dass die Luft nicht entweichen kann.

Wenn Ahmet und Nesuhi nicht Fussball spielen, über Brücken spazieren oder in die Wildnis am Aare-Ufer ziehen, dann drehen sie den Knopf am Radio. In Bern entwickeln sie eine grosse Leidenschaft: das Raunen und Rascheln zwischen den Frequenzen studieren! Abheben! Über das Lumophon-Radio empfangen sie Signale der BBC und hören erstmals Louis Armstrong, Earl Hines und das Cab Calloway Orchestra. Doch da raschelt noch viel mehr: Ein Radiotelegrafie-Sender der Marconi-Radio-Station AG in Münchenbuchsee sen-



det die Stimme eines euphorischen Sportreporters, der seltsame Namen wie «Trello» und «Xam» wiederholt. Es ist die grosse Zeit der Neuenburger Fussballstars André und Max Abegglen: «Xam» schießt die Schweiz an den Olympischen Spielen 1924 in Paris ins Finale gegen Uruguay und holt für GC sechsmal den Meistertitel, «Trello» Abegglen wird zweimal Meister mit GC und verhilft später als Auslandsprofi dem FC Sochaux zur ersten französischen Meisterschaft.

Der Fussballhimmel über Bern ist riesengross. Das hat Folgen: 65 Jahre später gehört dem Türkenjungen Ahmet Ertegun der Fussballklub New York Cosmos, er wird dem grossen Pelé das damals höchste aller Spielersaläre, 1,4 Millionen Dollar, zahlen und mit den weiteren Transfers von Franz Beckenbauer, Johan

Er dreht sich um und sieht auf der Bühne einen Jungen mit einem Engels Gesicht: Eric Clapton.

Neeskens und Giorgio Chinaglia das Cosmos-Team zum glamourösesten Fussballverein jener Zeit verwandeln. Die Fussballleidenschaft der Ertegun-Buben beginnt in einem Botschaftsgarten im Kirchenfeld-Quartier, gemeinsam mit den Söhnen des Schweizer Bundespräsidenten, unter Pappeln, deren Kronen so wunderschön im Westwind schwanken.

Ahmet entwickelt in Bern bereits eine intensive Lust am Genuss – des Schönen, Erhabenen, aber auch des Rätselhaften, der Abgründe. Das verwandelt ihn bald in einen perfekten Dandy, ausgestattet mit jener Erfolgsmischung aus Charme, Exzentrik, Seriosität und kaufmännischem Geschick. Die *New York Times* nennt ihn Mitte der 1960er Jahre «The Great Gatsby of Rock 'n' Roll». Er wird einer der wenigen Plattenbosse, die von ihren Musikern geschätzt und bewundert werden – selbst wenn sie von Erteguns Anwälten vielleicht über den Tisch gezogen werden.

Als erster Plattenproduzent erobert er Anfang der 1950er Jahre mit schwarzer Musik ein weisses Publikum und legt so die Grundlage für den Rock 'n' Roll – mit Entdeckungen wie Ray Charles, Aretha Franklin, John Coltrane, Stick McGhee, Ornette Coleman, Big Joe Turner – die Liste ist lang.

Die grosse Party des «Sultan of Pop» beginnt zu Beginn der vierziger Jahre in Washington. Vater Münir ist jetzt Botschafter in den USA. Es beginnt die Zeit der legendären Privatpartys im Salon der türkischen Botschaft. Wer tritt hier nicht alles auf: Charles Mingus, Ella Fitzgerald, Billie Holiday, Erroll Garner, The Clovers, Dizzy Gillespie, Sarah Vaughan, Sonny Terry, Django Reinhardt – die Liste ist lang. Bruder Nesuhi, der in Paris studiert und dort viele schwarze Jazzler kennenlernt, veranstal-

tet die ersten Konzerte für Schwarze und Weisse. Es herrscht damals Apartheid, Senatoren aus den Südstaaten beschwerten sich darüber, was in der türkischen Botschaft so getrieben wird. Vor allem ärgert sie, dass die Schwarzen den Vordereingang benutzen dürfen. Botschafter Ertegun entgegnet auf die Beschwerden, dass in der Türkei sogar Bettler vorne reindürfen.

Der Anfang der Popmusik ist schwarz. Und Ahmet ist verliebt in diese neue, seltsame Fusion, die sich bald Rhythm and Blues nennen wird: ein Mix aus der Gefühlskraft des Gospels, dem Drive des Big-Band-Swings, dem Rhythmus des Boogie-Woogie und des Shuffle, sowie der Melancholie des Blues. Der R'n'B existiert damals fast ausschliesslich als Live-Musik. Es gibt zwar in Los Angeles und New York einige sogenannte Race-Labels, die ausschliesslich schwarze Musik produzieren. Aber Ahmet Ertegun ahnt, dass diese Platten ausserhalb des Gettos kaum jemand zugänglich sind. Das ist die Idee: Mit seinen R'n'B-Platten würde der magische Sound auch ausserhalb des Gettos zugänglich, und es würde bestimmt nicht lange dauern, bis weisse Jugendliche bemerkten, wie aufregend und cool diese Musik ist.

Talente aufspüren! Platten verkaufen!

Ahmet bricht im September 1947 das Philosophiestudium ab und gründet zusammen mit Herb Abramson die Plattenfirma Atlantic Records. Das Unternehmertalent eines Juden und das Verhandlungsgeschick eines Muslim würde sie unschlagbar machen. Ahmet leiht sich 10 000 Dollar vom Zahnarzt seiner Familie. Alles, was sie dann noch interessiert: Talente aufspüren! Millionen Platten verkaufen! Es ist das Jahr 1949. Aus den Südstaaten drängen immer mehr Musiker in den Norden, nach Washington, New York oder an die South Side von Chicago. Darunter Blues-Legenden wie Muddy Waters, Otis Spann oder Howlin' Wolf.



Kürzlich im Bad

Es ist einer der aufregendsten Momente der Musikgeschichte: In der neuen Musik steckt Schönheit, die von Entsetzen, Frustration und Gewalt durchsetzt ist. Ahmet Ertegun, der edle Dandy mit Manieren und menschlicher Tiefe, ein Schöngest mit dem Gespür und der Faszination für Genialität, dieser Ahmet, der die gute Welt aus dem Blickwinkel der Berner Kirchenfeldbrücke in sich trägt, schlägt sich fortan auf seiner Talentsuche von Drogen, Gewalt und Sex geprägten Musikszene durch. Und er bewahrt dabei immer Haltung. Das Gespür für Klasse lässt ihn selten im Stich – und trotzdem nennt er später seinen Erfolg «reines Glück». Seine Entdeckungen bringen das Lebensgefühl einer dramatischen, neuen Musik an die amerikanische Oberfläche: zum Beispiel der Blues – eine teuflische Stimme, die nur von einer Gitarre begleitet wird. Der junge Ertegun erkennt es sofort: Es ist Musik, die blutet, Musik, die Schönheit aus Entsetzen auswingen lässt.

Der von Atlantic Records 1949 neu aufgenommene Song «Drinkin' Wine Spoo-De-O-Dee» von Stick McGhee – das Original war unter dem Race-Label Harlem Records erschienen, doch kaum jemand interessierte sich dafür – ist ein Song, der das neue Lebensgefühl auf den Punkt bringt: Trinken, Sex und Schlägereien sind alles, worum es im Leben geht, und wenn jemand Streit sucht, «dann gib ihm 'nen Drink aus oder hau ihm eins aufs Maul». McGhees Song gehört zu einem der frühesten prototypischen Rock-'n'-Roll-Hits und verkauft sich 400 000-mal. Ein erster Grosse Erfolg des noch jungen Labels. Bald folgt Big Joe Turners «Shake, Rattle And Roll» und «I Got a Woman» von Ray Charles. Atlantic Records lässt eine neue, musikalische Welt entstehen.

Ertegun verbringt die nächsten zehn Jahre in Nachtclubs und an Konzerten, wo er nach Talenten späht. Mit seiner Entdeckung von Wilson Pickett, den Erfolgen von Ray Charles, Aretha Franklin und Otis Redding wird Atlantic Records das kommerzielle Herzstück der Soul-Bewegung – und ebnet später den Weg für Berry Gordys Motown-Sound: Diana Ross and The Supremes, Four Tops, Jackson Five, Stevie Wonder, Marvin Gaye – die Liste ist lang.

Mit den 1960er Jahren ändert sich vieles in der Welt von Ahmet Ertegun, die Unschuld geht verloren: Die Rhythm-'n'-Blues-Szene wird zu gefährlich, die Radio-DJs sind von der Mafia bestochen, und auf einmal stehen diese dünnen weissen Jungs aus Grossbritannien auf der Bühne, die Beatles, The Who, die Rolling Stones. Ertegun beginnt neben Soul- und R'n'B-Stars grosse weisse Rockbands zu umwerben. Er ahnt bereits, dass es solche Bands sind, die bald Fussballstadien füllen und ein elegantes kleines Plattenlabel zu einem Milliardenunternehmen verwandeln werden.



Legendäre Privatpartys: Familie Ertegün im Salon der türkischen Botschaft in Washington, 1942.

Ertegün hat einen Talentsucher angestellt, er heisst Robert Stigwood, er wird später mit dem Film «Saturday Night Fever» selbst ein kleiner Hollywood-Tycoon. Aber damals ist Ertegün unzufrieden mit seinem Mann in London, er schleppt nur Mist an.

Dann passiert etwas: Ertegün gibt in London eine Party für seinen Soul-Star Wilson Pickett, in einer Bar namens «The Scotch of St James». Er trinkt gerade mit Wilson und Stigwood an der Bar und hört dazu diese unglaubliche Gitarrenmusik, die so tönt, als spiele da Gott persönlich. Er dreht sich um und sieht auf der Bühne einen Jungen mit

geschlossenen Augen und einem Gesicht, rein wie ein Engel. Der weisse Junge spielt perfekten Delta-Blues, als wäre nach Jahren des Übens und Imitierens der Sound des «Grandfather of Rock'n'Roll» Robert Johnson sein eigener Sound geworden. Ahmet Ertegün entdeckt an jenem Abend im Talent des damals achtzehnjährigen Eric Clapton «alle Schönheit der Welt und alle Schreckgespenster, diese Schönheit zu verlieren».

«Magische Medizin» aus Berner Zeiten

Die Vertragsverhandlungen mit Claptons Managern dauern wenige Stunden. Bald lanciert

Atlantic Records eine der ersten Supergruppen der 1960er Jahre: Cream. Es hilft Ertegün, dass er bei Verhandlungen immer mit attraktiven Frauen auftritt, die besten Anzüge trägt und mit seinem Gesprächspartner erst mal einen trinkt, meistens Wassergläser voll Jack Daniel's, bevor er Charme, Leidenschaft und seine Anwälte spielen lässt. Das kostet Kraft. Viel Kraft.

Bei diesem selbstmörderischen Lebenswandel kommt Ertegün eine Medizin aus Berner Zeiten zu Hilfe. Er hat ein geheimes Rezept von seinem Vater vererbt bekommen. Es kommt angeblich von der Hausapotheke

der türkischen Botschaft: der Rathaus-Apotheke an der Kramgasse 2, der ältesten von Bern, im 16. Jahrhundert als «Deutsche Apotheke» gegründet. Es ist eine spezielle Kräutermischung, die die Wirkung des Alkohols dämpft, eine Pille, die auch schon der Leibarzt des chinesischen Generals Tschiang Kaischek entwickelt haben soll, bevor er in die Schweiz geflüchtet ist. Sie hilft gegen Schnupfen genauso wie gegen Schmerzen bei Amputationen im Krieg, gegen Depression – gegen alles – und muss mit Opiaten angemischt sein.

Kraft der Aare

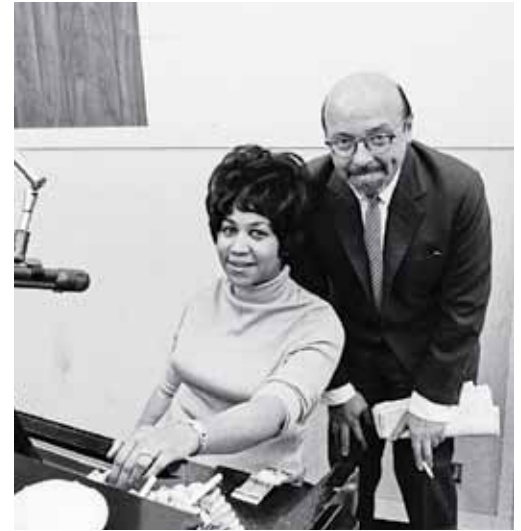
Ahmet lässt sich in den wilden fünfziger und sechziger Jahren immer wieder einen Vorrat dieser «magischen Medizin» aus der Schweiz zuschicken, und er nimmt einfach jeden Tag eine Tablette zur Vorbeugung gegen was auch immer. So überlebt er die Verhandlungsmarathons mit den Managern von Ray Charles (Ertegün kaufte ihn für 3000 Dollar), Elvis (Deal platzt) oder Neil Young (folgt dem Rat von Ertegün und bildet mit Crosby, Stills & Nash eine der grossen Erfolgsbands der 1960er Jahre).

Ahmet Ertegün hält alle Exzesse durch und bleibt auf dem Boden der Realität – während seine Talente abheben. Vielleicht waren es die frischen Winde aus dem Westen, die der Türkenjunge auf der Kirchenfeldbrücke eingatmet hat und ihn zum mächtigsten und beliebtesten Plattenproduzenten des 20. Jahrhunderts verwandeln. Oder es ist das zentnässige Studium der Wildnis am Aare-Ufer bei Muri, von wo er mit seinem Bruder und einem Aufpasser an heissen Berner Sommertagen fast täglich in die grüne Aare springt – beim Schönausteg steht der Botschaftswagen bereit. Es sind magische Kräfte, die er damals in Bern tankt und die er während eines halben Jahrhunderts als Talentsucher einsetzt.

Noch gibt es im Wunderjahr 1930 keine Anzeichen, dass auch das Entsetzliche Bestandteil dieser Winde ist. Alle Berner Träume erscheinen dem Türkenjungen rein, echt und greifbar nah. Und vielleicht beginnt die Geschichte des Rock'n'Roll tatsächlich mit Spaziergängen über die Kirchenfeldbrücke – oft an Tagen, wenn Mutter Ertegün im Grandhotel «Bellevue Palace» einen Berner Schneider trifft, der für die Familie und das Botschaftspersonal Anzüge näht. Obwohl der Vater ein Mann des Militärs ist, verhält er sich aufgeschlossen. Mutter und Vater stehen über den Dingen. Toleranz ist ein wesentliches Element des Islam. Aber da ist mehr. Der Vater gehört zur Bewegung der türkischen Erneuerer und unterstützt die prowestliche Säkularisierung Atatürks, der in der noch jungen Türkei das Tragen religiöser Trachten wie Pluderhosen und Turbane verbieten will. Botschafter Ertegün liebt elegante



Herzstück der Soul-Bewegung: Otis Redding (M.).



Grundlage für den Rock'n'Roll: Aretha Franklin.



300 Millionen Platten verkauft: Robert Plant.



Superstar der 1960er: Neil Young.

Anzüge und Hüte und lässt in Bern die feinsten Anzüge für sich, seine Jungs, sogar für Fahrer und Bodyguards schneiden.

Das hat Folgen: Als der Plattenvertrag der Rolling Stones mit Decca Records 1970 ausläuft, entscheidet sich Mick Jagger, sein unabhängiges Label Rolling Stones Records von Atlantic Records vermarkten zu lassen. Ahmet Ertegün verhandelt mit Mick Jagger persön-

«Ahmet ist ein wahrer Dandy, er hat einfach viel mehr Klasse und Charme als alle anderen.»

lich, und obwohl andere Labels den Rolling Stones sehr viel mehr Geld anbieten, entscheidet sich Mick Jagger für Ertegün. Viel später erklärt Jagger seine Entscheidung so: «Ahmet ist ein wahrer Dandy, er hat einfach viel mehr Klasse und Charme als alle anderen.»

Ertegün wird später bestätigen, dass sein Spass an Eleganz, sein jugendhafter Charme, der ihn bis ins hohe Alter auszeichnen wird, von Vater und Mutter während seiner Jugendzeit in Bern gefördert wurde. Die Eltern erkennen schon damals in den neuen Moden und

Kunstexperimenten der zwanziger Jahre eine tiefe emotionale Bedeutung, die den extravaganen Menschen im Westen eine dynamisch-poetische, visuelle Form gibt. Das hat weitere Folgen: In den 1970er Jahren dauert es nicht mehr lange, bis Mick Jagger die Nase voll hat vom wilden Rock-'n'-Roll-Leben. Er will ein Gentleman des Jetsets sein – so wie seine neue Vaterfigur: Ahmet Ertegün. Der verschafft ihm Zugang zu einer völlig neuen Welt aus Kunst-sammlern, Intellektuellen, Geldadel, Politikern – Leute, die absolut nichts mit Musik zu tun haben. Bald gilt Jagger als sophisticated, er liest Bücher und spricht Französisch. Er reist mit Ertegün an Olympische Spiele und Fussballweltmeisterschaften. Und plötzlich lehnt er seinen damals drogensüchtigen Rebellenfrend Keith Richards ab. Und wer trägt Schuld daran?

Bern, 1930: Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Ein letztes Mal hält der Botschaftswagen mit der Ertegün-Familie an der Aarberggasse, wo in der legendären Metzgerei Richner, berühmt für den ersten Hotdog der Stadt, sogenannte «Richnerli», ein Schaf abgestochen wird – offizielle Bestellung der türkischen Botschaft. Die Fahrt im Chevrolet National



Gespür für Klasse: Aufnahme in die Hall of Fame.



Schwarze Musik für weisses Publikum: Ray Charles.



Neue musikalische Welt: Ertegun-Night am Montreux Jazz Festival, 2006.

Sedan geht dann weiter zum Auktionshaus Gutekunst und Klipstein an der Laupenstrasse. Die Botschafterfrau erwirbt kurz vor ihrer Abreise nach London Werke von Max Ernst und Paul Klee, die später im Büro von Ahmet Ertegun in New York City hängen werden.

Und dann: die letzte Fahrt über jene Brücke, die das alte Bern mit der Aussenwelt verbindet. Eine Brücke, die für den Türkenjungen zu atmen scheint. Vielleicht erahnt er schon damals – mit Blick auf die idyllische Altstadtkulisse – das Erfolgsgeheimnis seiner genialsten Talente: nämlich deren Unlust, sich mit der Realität des Kleinen abzufinden. Diese Haltung geht direkt auf die amerikanischste aller Wahrnehmungen zurück – dass, wenn man nichts wirklich Grosses und Bedeutendes macht, man eigentlich überhaupt nichts macht.

Erste Tests am Abgrund

Am Ende jenes Wunderjahres kommt nochmals der Schnee. Der Zauber des Schnees auf Berner Dächern glänzt für Ahmet Ertegun nicht einfach weiss, sondern in Tönen von weichem Blau und Silber, und der Himmel ist ein sanftes, schimmerndes Grau. Wie oft ist er bei

Schneefall über die Kirchenfeldbrücke gerannt – es sind seine ersten Tests am Abgrund. Ziel: abheben! Es ist die Zeit der Existenzphilosophie. Das Überqueren der Kirchenfeldbrücke muss für den Türkenjungen wie eine grosse Mutprobe gewirkt haben. Direkt unter der Brücke, in gut vierzig Meter Tiefe, liegt nämlich ein Fussballfeld: Es ist Berns beliebtestes Zielgebiet von Todessüchtigen. Wie viele Selbstmörder bis

Vielleicht erahnte er schon damals das Erfolgsgeheimnis: die Unlust, sich mit dem Kleinen abzufinden.

heute über dieses Geländer gesprungen sind, weiss niemand so genau. Im Schneefall wirkt die Kirchenfeldbrücke wie der *bad boy* aller Berner Brücken, ein stiller Antiheld – bleich und ausgeblutet. Und doch vereint diese gigantische Eisenbrücke alles, was das letzte Jahrhundert ausmacht: die frischen Winde der Jugendrevolten, den Spass am freien Fall, die Endlichkeit unseres Lebens, vielleicht sogar Geburts- und Todesstätte des Rock 'n' Roll.

Tag der Wahrheit: 26. Oktober 2006, 16.35 Uhr. Ahmet Ertegun kehrt zu seiner geliebten «Kir-

chenfeldbrücke» zurück: Auf der Bühne des Beacon Theatre in Manhattan wärmen sich die Rolling Stones für ihren Auftritt zum 60. Geburtstag von Bill Clinton auf. Mick Jagger blödeln gerade ein bisschen mit Keith Richards herum, die Stones spielen: «Let It Bleed». Plötzlich erkennt Jagger seinen alten Freund Ahmet Ertegun – mittlerweile 86 Jahre alt. Er steigt die Treppe zur Bühne hoch. Die Band unterbricht die Proben. Wie immer stützt sich Ertegun auf einen edlen Gehstock mit Goldkopf, und er trägt einen Anzug der exklusiven Massschneiderei Bernard Weatherill. Es werden die letzten Schritte des grössten Plattenproduzenten aller Zeiten sein. Ahmet Ertegun winkt Mick Jagger zu, er schwenkt seinen Stock. Dabei verfehlt er den obersten Tritt zur Bühne. Er stürzt die Treppe hinunter. Er schlägt mit seinem Kopf auf und verliert das Bewusstsein – die Augen vielleicht für immer auf Mick Jagger gerichtet.

Wenn Rock'n'Roll ein Zauber ist, dann muss es sich genau so abgespielt haben: als göttlicher, freier Fall – und zuletzt bleibt nur der Wind. Ahmet Ertegun wacht nie mehr aus seinem Koma auf. Gibt es einen schöneren Tod? ○

«Dunkle, gefährliche Utopie»

Mit Gedanken lassen sich heute Geräte steuern. Dank Stromstößen im Kopf können Krankheiten geheilt werden. Ermöglicht die Hirnforschung bald ferngesteuerte Menschen? Bioethiker Markus Christen über Chancen und Gefahren der Neurowissenschaft. *Von Alex Reichmuth und Dan Cermak (Bild)*



«Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich jemand den Schädel aufbohren lässt, nur um besser denken zu können»: Bioethiker Markus Christen.

Herr Christen, Zürcher Ärzte starten bald einen Versuch, mit elektrischer Stimulation bestimmter Hirnregionen gelähmten Menschen das Gehen zu ermöglichen. Wie stehen die Erfolgschancen?

So etwas ist nur bei Gelähmten denkbar, deren Rückenmark nicht vollständig durchtrennt ist. Im Tierexperiment zumindest funktioniert es. Vormalig gelähmte Ratten können wieder gehen, wenn ihr Gehirn an einer bestimmten Stelle stimuliert wird. Das haben letztes Jahr ebenfalls Zürcher Forscher nachgewiesen. Aber es ist in der Tat verblüffend, dass elektrischer Strom in einer bestimmten Hirnregion so wirken kann, dass Lähmungen fast verschwinden. Denn stimuliert wird ja an einer Stelle, die weitab von der Verletzung des Rückenmarks liegt.

Bei der sogenannten tiefen Hirnstimulation, von der hier die Rede ist, werden Elektroden in den Kopf gepflanzt. Ein im Brust- oder Bauchraum implantierter Stimulator erzeugt dann einen kontinuierlichen Stromfluss im Gehirn. Diese Stimulation gehört bei Parkinson-Kranken heute zu den Standardtherapien. Durch den Strom im Hirn nimmt das typische Zittern ab. Wie kamen Ärzte auf die Idee, dass elektrischer Strom im Hirn den Patienten helfen könnte?

Es ist schon lange bekannt, dass elektrischer Strom im Hirn physische und psychische Auswirkungen haben kann. Ab den 1930er Jahren versuchten Ärzte mittels chirurgischer Eingriffe im Gehirn, psychisch Kranke zu behandeln. Es waren zum Teil krude Methoden, bei denen die Ärzte Nervenfasern durchtrennten und Hirngewebe zerstörten. Der kanadische Neurochirurg Wilder Penfield versuchte mit solchen Methoden, Epileptiker zu heilen. Bei den Operationen am offenen Hirn, während deren seine Patienten wach waren, experimentierte er auch mit Strom. Er sah, dass elektrische Impulse im Hirn Effekte auslösen können. Zum Beispiel bewegten sich plötzlich die Arme der Patienten, obwohl diese die Bewegungen nicht beabsichtigt hatten.

Das klingt unheimlich.

Jedenfalls erkannte man aufgrund solcher Beobachtungen, welche Teile des Gehirns für welche Funktionen zuständig sind. Die Ärzte beobachteten auch, dass sich die Stimmung ihrer Patienten änderte, wenn sie gewisse Regionen des Gehirns reizten. Je nachdem, wo der Strom durchfloss, verstärkte oder minderte er Empfindungen wie Schmerz, Wut und Angst. 1953 berichteten Ärzte, dass sie die Gehirne von psychotischen Patienten mit Elektroden gereizt hatten und die Patienten dadurch zugänglicher für Psychotherapien wur-

den. Damals suchte man nach neuen Wegen, psychische Krankheiten zu heilen, gegen die bislang keine Methode half.

Heute kommt die tiefe Hirnstimulation vor allem bei Bewegungsstörungen zum Einsatz. Warum wird sie bei psychischen Erkrankungen erst ausnahmsweise angewendet?

Weil die gezielte Beeinflussung der Psyche viel komplexer ist. Bei neurologischen Bewegungsstörungen erkannten die Ärzte rascher, wie sie den elektrischen Strom einsetzen mussten, um eine Besserung herbeizuführen. Dennoch wurde die tiefe Hirnstimulation lange Zeit erst dann in Erwägung gezogen, wenn Medikamente den Patienten nicht mehr nützten. Heute ist die Stimulation bei Parkinson-Patienten nicht mehr Ultima Ratio, sofern bestimmte Voraussetzungen gegeben sind. Denn elektrische Reize wirken gezielter als Medikamente, die das ganze Hirn mit Wirkstoffen überfluten. Die Stimulation des Hirns hat aber manchmal Effekte auf die Psyche. Das gilt allerdings auch für Medikamente und natürlich für die Krankheit Parkinson selber.

«Elektrische Reize wirken gezielter als Medikamente, die das ganze Hirn überfluten.»

Um welche Effekte geht es?

Einige Patienten werden risikobereiter, andere schwermütig. Zuweilen kann man gar von einer Veränderung der Persönlichkeit sprechen. Es gab zum Beispiel einen Familienvater, von dem die Kinder nach dem Einsetzen der Elektroden sagten, der Papi sei nun ganz anders. Seine Ehefrau aber meinte, er sei wieder so wie früher.

Sind denn solche Veränderungen der Psyche harmlos?

Nicht immer. Ein Mann begann nach dem Einsetzen der Elektroden im Hirn zu stehlen. Als er deswegen vor Gericht kam, verwies er die Richter an seinen Arzt. Dieser habe ihm die kleptomaneischen Neigungen «eingebaut». Es wurde auch beobachtet, dass Patienten nach dem Eingriff sexuell aktiver wurden und sogar regelmässig Bordelle besuchten. Allerdings sind das Einzelfälle, die wegen der zunehmenden Erfahrung mit dem Einsatz von Elektroden auch deutlich seltener vorkommen als früher.

Kann man durch Stromstösse im Hirn auch intellektuelle Fähigkeiten fördern?

Es gibt Untersuchungen, die in diese Richtung deuten. In einem Fall erzielten Probanden bessere mathematische Leistungen – wobei es hier um Elektroden auf der Kopfhaut ging, nicht um solche im Hirn. Es laufen auch Experimente, um das Erinnerungsvermögen von Alzheimer-Patienten

durch Hirnstimulation zu verbessern. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass sich jemand den Schädel aufbohren und Elektroden ins Gehirn operieren lässt, nur um bessere Denkleistungen zu erzielen. Zudem fehlen gesicherte Erkenntnisse noch weitgehend. Man ist bezüglich intellektueller Leistungen in einem Experimentierstadium.

Im Tierversuch ist man schon weiter. Einem kanadischen Forscher gelang es, Affen über Elektroden im Hirn Informationen ins Gedächtnis zu pflanzen. Und amerikanische Wissenschaftler konnten Mäusen Erinnerungen an Erlebnisse ins Gehirn leiten, die nie passiert waren. Es ist doch nur eine Frage der Zeit, bis das auch bei Menschen möglich ist.

Solche Tierexperimente sind zwar interessant, aber man darf die Resultate nicht überschätzen. Man konnte den Mäusen im erwähnten Experiment nicht beliebige Erinnerungen einpflanzen. Es gelang nur, die Tiere auf einfache Reize reagieren zu lassen, auf die sie ohne Manipulation ihres Gedächtnisses nicht reagiert hätten.

Aber die Forschung schreitet voran. Es könnte bald möglich sein, sich Kenntnisse einer Fremdsprache ins Hirn zu leiten.

Das ist nicht absehbar. Eine Sprache zu verstehen und zu sprechen, ist etwas derart Komplexes, dass es undenkbar scheint, dass man sich entsprechende Fähigkeiten einfach einsetzen kann.

Erstaunliche Erfolge gibt es dabei, mittels Gehirntechnologien Sinneswahrnehmungen zu ermöglichen. Mit sogenannten Cochlea-Implantaten kann man Gehörlosen Schallwellen direkt auf den Hörnerv leiten. In einem Experiment gelang es blinden Menschen, Schwarzweisskontraste zu unterscheiden: Dabei wurden die Signale, die von einer Videokamera aufgezeichnet wurden, auf Nervenzellen in der Netzhaut übertragen.

Unter bestimmten Umständen sind solche «künstlichen» Wahrnehmungen möglich. Das Gehirn lernt dabei, die Impulse, die auf den Seh- oder Hörnerven ankommen, sinnvoll zu interpretieren. Das ist eine erstaunliche Leistung unseres Denkkorgans.

Als wie hoch erachten Sie das Missbrauchsrisiko bei neuen Gehirntechnologien, mit denen Bewegungen, Gedanken oder Gefühle beeinflusst werden können? Totalitäre Regime könnten Menschen manipulieren oder sie sogar per Joystick fernsteuern.

Eine solche Fernsteuerung analog zu einem Roboter ist pure Science-Fiction. Derartige Hirneingriffe würden die Betroffenen wohl vielmehr zu Wahnsinnigen machen – ähnlich wie Schizophrene, die Stimmen hören. Auch dass eine solche Manipulation still und heimlich vorbereitet und durchgeführt wird, wie es wohl nötig wäre, ist schwer vor-

stellbar. Es würde sehr viel Wissen und die Mitwirkung von Forschern auf der ganzen Welt brauchen. Das bliebe nicht verborgen. Kommt dazu, dass man für solche Manipulationen die betroffenen Menschen zuerst operieren müsste – gegen deren Willen. Ich halte das für Schauermärchen.

Politische Gruppen könnten einen Regierungschef beeinflussen – etwa durch Stimulation seines Gehirns mit Strom, um ihn gezielt risikofreudiger zu machen.

Wenn ein solcher Regierungschef bereits Elektroden im Hirn hätte, etwa wegen einer Parkinson-Erkrankung, ist es theoretisch denkbar, dass jemand den Stimulator «hackt» und zu manipulieren versucht. Ob dann aber der «risikofreudigere» Regierungschef wirklich das macht, was der Manipulator sich erhofft, ist fraglich. Zudem wird es in Zukunft wohl viel einfachere Methoden geben, Menschen durch Technik zu beeinflussen. Ich denke vor allem an elektronische Geräte, die von aussen auf uns einwirken. Computer und Smartphones sind schon heute allgegenwärtig und bestimmen unser Denken und Handeln stark. Die Interaktion zwischen Mensch und Maschine wird immer stärker. Denken Sie etwa an den Einsatz von Drohnen in bewaffneten Konflikten. Hier sind Operateur und Technik eng verzahnt – mit dem Ziel, Menschen abzuschliessen. Das hat gravierende psychische Folgen für diejenigen, die die Drohnen lenken. Zudem sammeln elektronische Geräte immer mehr Daten über uns, die zur Beeinflussung genutzt werden können. Der amerikanische Präsident Barack Obama liess im Wahlkampf Daten von potenziellen Wählern auswerten, um diese dann zur rechten Zeit mit einer Nachricht oder einem Telefonanruf zu motivieren, für ihn zu stimmen.

Präsident Obama hat im letzten Frühling auch die sogenannte Brain Initiative angekündigt – ein riesiges Forschungsprojekt, bei dem der gesamte neuronale Funkverkehr des menschlichen Gehirns kartiert werden soll. Europäische Forscher planen im Rahmen des «Human Brain Project» Ähnliches und wollen das Gehirn nachbauen. Wird es irgendwann möglich sein, künstliche Menschen zu schaffen?

Aus heutiger Sicht ist das kaum vorstellbar. Trotz aller Erfolge weiss die Wissenschaft noch kaum, wie das Gehirn dem Menschen ermöglicht, komplexe Informationen zu verarbeiten, Entscheide zu treffen und mit anderen Menschen zu kommunizieren – auch wenn in den Medien immer wieder das Gegenteil vermittelt wird. Angst vor einem künstlichen Menschen, einem «Terminator», braucht man

darum nicht zu haben. Viel grösser scheint mir die Gefahr, dass der Mensch durch den Einfluss externer technischer Geräte seine Identität und Selbständigkeit immer mehr verliert.

Gehirntechnologien können zu mehr Selbständigkeit führen. Es gibt ja nicht nur Versuche, Gelähmten durch Hirnstimulation mehr Beweglichkeit zu ermöglichen, sondern auch wissenschaftliche Erfolge dabei, Prothesen und Maschinen allein durch Gedanken zu steuern. Forscher der ETH Lausanne etwa ermöglichten auf diese Art Tetraplegikern, gelähmte Arme wieder zu bewegen und Rollstühle zu lenken. Wie ist so etwas möglich?

«Angst vor einem künstlichen Menschen, einem «Terminator», braucht man nicht zu haben.»

Bei solchen Methoden geht es darum, Signale des Gehirns abzulesen und umzusetzen. Eine Möglichkeit sind Elektroden auf der Kopfhaut, die Ströme des Hirns erfassen. Bereits die Nazis untersuchten, ob Kampfpiloten auf diese Art Flugzeuge steuern könnten – allerdings ohne Erfolg. Heute aber ist die Übertragung einfacher Gehirnsignale möglich. Solche Technologien helfen Menschen, die komplett gelähmt sind und nicht mal mehr mit einem Daumen Knöpfe drücken können.

Man denkt hier automatisch an Jesus, der Gelähmte geheilt haben soll.

So einfach ist es leider nicht. Die technischen Möglichkeiten, Bewegungen durch Gedanken auszulösen, sind heute noch auf einem primitiven Niveau. Bei der Lenkung eines Rollstuhls etwa sind nur einfache Befehle wie vorwärts und rückwärts möglich. Und selbst dafür muss man mühsam lernen, Gedanken so zu fassen, dass aus ihnen tatsächlich entsprechende Lenkungssignale entstehen.



Auf Abwegen!

Werden wir bald durch Gedanken Autos steuern und Computer bedienen?

Ausgeschlossen ist es nicht. Ethisch bedenklich würden solche Technologien, wenn Gedanken aus dem Unbewussten abgelesen würden, also gar keine feste Absicht dahinterstände. Nehmen wir an, ein per Hirn gesteuertes Auto dreht plötzlich ab, weil der Sensor tief im Hirn einen entsprechenden Gedanken registriert hat, ohne dass der Fahrer das wirklich gewollt hat. Wäre der Lenker nun verantwortlich, wenn bei diesem Manöver ein Passant überfahren würde? Dafür gibt es keine Antwort. Eine solche Technologie brächte grosse moralische Probleme mit sich.

Ist wortlose Kommunikation zwischen Menschen denkbar: Man redet nicht mehr, sondern leitet seine Gedanken auf elektronischem Weg zum «Gesprächspartner»?

Falls das je möglich sein sollte, würde die Kommunikation zwischen Menschen auf jeden Fall tiefgreifend verändert. Beim wirklichen Sprechen formuliert man ja bewusst Wörter und hört sich dabei selber zu. Bei einer elektronischen Übertragung von Gedanken wäre jedoch unklar, wann diese im Gehirn genügend gereift sind, um als Botschaft übermittelt zu werden. Es wären eigentlich gar keine Gespräche mehr.

Gewisse Forscher sind überzeugt, dass die Gehirne der Menschen dereinst zu einem Netz ähnlich dem Internet zusammenwachsen. Es entstünde ein weltumspannendes Bewusstsein. Glauben Sie daran?

Nein. In einem solchen Bewusstseinsnetz ginge wohl der individuelle Mensch verloren. Warum sollte jemand so etwas anstreben?

Um jederzeit das Wissen aller Menschen zur Verfügung zu haben und damit komplexe Aufgaben lösen zu können.

Die Idee eines weltumspannenden Bewusstseins zeugt von einem primitiven Verständnis von Wissen. Unser Gehirn ist mehr als eine Art Lexikon. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein solches System kreative Prozesse verbessern könnte. Im Gegenteil: Kreativität ist ein Prozess, der durch sehr viele Informationen eher gebremst als gefördert wird. Zu befürchten wäre vielmehr, dass ein kollektives Bewusstsein von einigen wenigen Menschen, die das System verstehen, als Kontroll- und Machtinstrument missbraucht würde. Es handelt sich um eine dunkle und gefährliche Utopie.

Markus Christen studierte Philosophie, Physik, Mathematik und Biologie an der Universität Bern und doktorierte in Neuroinformatik an der ETH Zürich. Er arbeitet am Institut für Biomedizinische Ethik der Universität Zürich und befasst sich unter anderem mit ethischen Fragen zur Hirnforschung.



Gute Investitionen

Die Bemühungen, mehr Frauen in technische Berufe zu schleusen, seien «staatliche Zwängerei», schreibt Mathias Binswanger. Falsch: Die Leistungsunterschiede zwischen Mädchen und Buben sind die Folge einer selbsterfüllenden Prophezeiung. *Von Margit Osterloh*

Die jüngste Pisa-Studie zeigt, dass in der Schweiz wie in fast allen OECD-Ländern 15-jährige Mädchen schlechter in Mathematik abschneiden als gleichaltrige Buben. Hingegen ist die Lesekompetenz der Mädchen höher. Mathias Binswanger findet in seinem Beitrag in der *Weltwoche* vom 12. Dezember 2013, dass es vor diesem Hintergrund Sinn mache, wenn Mädchen in der Ausbildung vorwiegend sprachliche und Buben vorwiegend ingenieurwissenschaftliche Fächer wählen. Das entspreche den jeweiligen komparativen Vorteilen, und niemand leide darunter. Es gebe deshalb auch keinen Grund, Forschungsprogramme zu finanzieren, die sich mit dem Frauenmangel in technisch-mathematischen Berufen beschäftigen. Schon gar keinen Grund gebe es für «staatliche Zwängerei», mit der wohl Frauenquoten gemeint sind.

Leidet niemand unter der mangelnden Repräsentanz von Frauen in technischen und ingenieurwissenschaftlichen Berufen? Jede Volkswirtschaft leidet darunter, wenn ein Teil ihrer Bevölkerung gehindert wird, am Wettbewerb um den technischen Fortschritt teilzunehmen, und Bildungsreserven nicht genutzt werden. Die Frauen leiden darunter, dass sie trotz ihrer mittlerweile hervorragenden formalen Ausbildung immer noch deutlich weniger als Männer verdienen – mit Folgen für die häusliche Arbeitsteilung, sobald Kinder oder Verwandte zu betreuen sind. Deshalb ist es sinnvoll, nach den Ursachen der Unterschiede zu fragen, welche Mädchen und Frauen weit über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich hinaus im Berufsleben beeinträchtigen.

Fehlendes Selbstvertrauen

Untersucht man Geschlechterunterschiede genauer, stösst man schnell auf zahlreiche Stereotypisierungen. Diese erklären, warum Unterschiede in der Leistung keineswegs auf Veranlagung, sondern auf fehlendes Selbstvertrauen, geringeres Anspruchsniveau und niedrigere Neigung zu Wettbewerb zurückzuführen sind. Das ist aber nicht naturgegeben, sondern Folge einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Darauf weist eine Reihe von Labor- und Feldexperimenten hin.

Erstens hat sich gezeigt, dass Studierende mit gleichem Ausbildungshintergrund keine Unterschiede bei Mathematiktestresultaten auf-

weisen, wenn man ihnen vorher gesagt hat, dass im Durchschnitt Männer und Frauen gleich gut in Mathematik sind. Die Ergebnisse sind deutlich schlechter für diejenigen Frauen, denen man vorher erzählt hat, dass Frauen in Mathematik weniger können als Männer.

In die gleiche Richtung weisen zweitens vergleichende Befunde zum räumlichen Denken, das als Fähigkeit in Ingenieurberufen zentral ist. In Gesellschaften mit weiblicher (matrilinear) Erbfolge sind Mädchen weniger negativ stereotypisiert als in solchen, bei denen Männer die Haupterben stellen. Bei weiblicher Erbfolge verschwinden die Unterschiede, wohl weil das Selbstbewusstsein der Mädchen höher ist.

Problem «Identitätsökonomik»

Drittens schneiden Frauen in Wettbewerben schlechter ab, wenn sie gegen Männer als wenn sie gegen Frauen antreten. Auch hierfür ist die Erklärung, dass Selbsteinschätzung und Selbststereotypisierung von Männern und Frauen unterschiedlich sind. Dies erklärt auch die geringe Motivation von Mädchen und Frauen, an gemischtgeschlechtlichen Wettbewerben teilzunehmen. Studentinnen erbringen bessere Leistungen in Mathematik sowie in naturwissenschaftlichen Fächern und sie wählen häufiger solche Fächer als Hauptfach, wenn sie einer Professorin zugeordnet werden. Bei Männern zeigt sich dieser Effekt nicht.

Viertens schliesslich verdichten sich alle diese Formen von Fremd- und Selbststereotypisierung zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen, sobald sie zu sozialen Rollennormierungen geworden sind. Daraus entstehen beachtliche emotionale Kosten der Rollenabweichung. George Akerlof, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften des Jahres 2001, hat zusammen mit Rachel Kranton den Begriff der Identitätsökonomie geprägt. Damit ist gemeint, dass es psychische und kognitive Kosten verursacht, wenn man konventionelle Rollenvorstellungen verletzt. Das ist der Fall, wenn man einen Beruf wählt, der sozial nicht akzeptiert ist – Männer in «Frauenberufen» oder Frauen in «Männerberufen».

Es kostet Energie, der Umwelt ständig zu beweisen, dass man dennoch eine «richtige» Frau oder ein «richtiger» Mann ist. Dies erklärt, warum Mädchen in gemischten Klassen schlechtere Mathematikleistungen erbringen

als in reinen Mädchenklassen und Mädchen generell ab der Adoleszenz – wenn sie sich ihrer Frauenrolle bewusst werden – schlechtere Mathelösungen bringen als Buben. Fünfzehnjährige, welche bei der Pisa-Studie getestet werden, sind genau in dem Alter, in dem ihre soziale Identität geprägt wird. Sie sind besonders davon betroffen, dass Abweichungen von konventionellen Rollenvorstellungen häufig als soziale Inkompetenz interpretiert wird. Das hat im Erwachsenenalter deutliche Auswirkungen auf das niedrigere Einkommen von Frauen im Vergleich zu Männern. Es erklärt, warum Frauen mehr als Männer davor zurückschrecken, mehr Lohn zu verlangen: In Experimenten wurde gezeigt, dass Männer lieber mit Frauen zusammenarbeiten, die nicht um ihren Lohn verhandeln. Frauen untereinander zeigen diese Abneigung nicht. Feldstudien bestätigen diese Ergebnisse: Die meisten männlichen Kandidaten versuchen, ihr erstes Jobangebot nach dem Studium durch Verhandeln zu verbessern, bei den Frauen sind es weniger als zehn Prozent.

An diesen Befunden wird deutlich, dass soziale Stereotypen der Art, wie sie Mathias Binswanger unhinterfragt weiterverbreitet, nicht nur emotionale Kosten, sondern handfeste monetäre Kosten für die Individuen und für die Gesellschaft verursachen. Frauen sind von Natur aus nicht mit wesentlich anderen mathematischen oder sprachlichen Fähigkeiten ausgestattet als Männer. Vielmehr ist die Streuung innerhalb der Geschlechter hoch. Wird aber die binäre Selbst- und Fremdstereotypisierung perpetuiert, dann werden diese Unterschiede zu sozialen Tatsachen.

Zielquoten selbstverständlich

Forschungsprogramme, die diesem Negativ-Kreislauf auf den Grund gehen und versuchen, die sich selbst erfüllenden Prophezeiungen zu unterbrechen, sind deshalb gut angelegte Investitionen ins schweizerische Humankapital. Zielquoten zur Erhöhung des Frauenanteils in technischen Ausbildungen sollten ebenfalls selbstverständlich sein. Dann braucht es keine «staatliche Zwängerei».

Margit Osterloh ist Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Zürich und Gastprofessorin an der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen.

Land der Lebenskünstler

Was ist geblieben vom Geist der Insel, die dem deutschen Dichter Heinrich Böll vor knapp sechzig Jahren eine neue Heimat bot und ihn zu seinem erfolgreichsten Werk, dem «Irishen Tagebuch», inspirierte?

Von Gabrielle Alioth

Nebelschwaden treiben über den grünen Teppichgrund, die sehnsüchtige Melodie versiegt, und der Alte im Scheinwerferlicht beginnt, seine Geschichte zu erzählen. Es ist immer die gleiche Geschichte, und wie immer hängt das Publikum nach den ersten Worten an seinen Lippen. Heinrich Böll roch es bereits, als er in Liverpool an Bord des Dampfers ging: den Geruch nach Torf, Bier, Armut und Frömmigkeit, der Irland seit Jahrhunderten umweht, und einmal auf der grünen Insel, war der deutsche Schriftsteller so von «dieser merkwürdigen Mischung aus Leidenschaft und Gleichmut» fasziniert, dass er dem Land am Westrand Europas sein wenn nicht bedeutendstes, so doch am meisten gelesenes Werk widmete.

Knapp sechzig Jahre sind es her, seit Böll seine Irland-Impressionen, aus denen das «Irishen Tagebuch» entstand, publizierte. Darin beschrieb er eine Insel von mystisch dräuender Schönheit, deren endlos betende und trinkende – nicht selten rothaarige – Bewohner aus ihrer materiellen Verarmung geistigen Reichtum zu schöpfen verstanden, ein Volk von fabulierenden Lebenskünstlern, dem es dank einer gottgegebenen Irrationalität gelang, sich über alle Probleme der Realität hinwegzusetzen. Böll fand in Irland all das, was ihm im Deutschland der 1950er Jahre fehlte, eine Verortung für seine eigenen Sehnsüchte, und er entfachte mit dem Tagebuch in den Herzen seiner Leser eine zeitlose Irland-Liebe.

Auch die Mädchen dürfen singen

In der St. Patrick's Cathedral, die Böll gleich nach seiner Ankunft in Dublin besuchte, hat die Zeit allerdings schon ein paar Spuren hinterlassen. Statt eines armlosen Bettlers empfängt eine mollige Dame, die mit Lächeln den Eintritt kassiert, der zum Unterhalt des fast 700-jährigen Gebäudes verwendet wird. Und das erfolgreich, denn das Erste, was dem Besucher auffällt, sind die nach mittelalterlichen Mustern ergänzten Fliesen, die dem museal ausgeleuchteten Raum eine unverhoffte Buntheit verleihen.

Die Kirche, in der unter einer blankgeputzten Messingplatte Jonathan Swift begraben liegt, gehört zu den meistbesuchten Sehenswürdigkeiten Dublins, und im Souvenirshop, gleich neben dem Grab des einstigen Dekans, kann man dessen meistgelesenes Werk, «Gullivers Reisen», erwerben. Dem ersten Anschein zum Trotz wird die Kirche immer noch für Gottesdienste genutzt, und wer der Hektik der Dubliner Innenstadt entkommen will, kann in

St. Patrick's allabendlich – eintrittsfrei – dem Evensong beiwohnen, einer gesungenen Abendandacht. Der Chor von St. Patrick's existiert schon länger als die Kathedrale, und seit dem Jahr 2000 gibt es neben dem traditionellen Knabenchor auch einen für Mädchen, die natürlich ebenfalls auf den hauseigenen CDs zu hören sind. Die nach dem Nationalheiligen benannte Kathedrale gehört übrigens der Church of Ireland an, der irischen Vertreterin des Anglikanismus, ist also protestantisch, was dem katholischen Böll offenbar entging.

Die Slums rings um die Kathedrale, die «auch von einem unverbesserlichen Ästheten nicht mehr als malerisch» empfunden werden konnten, sind teils saniert, teils modernen Backsteinbauten gewichen. Der «keltische Tiger», wie man den Wirtschaftsboom in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre nannte, und die darauffolgende Krise haben allerdings nicht nur das Dubliner Stadtbild, sondern auch das Bild der Iren von sich selbst verändert. In der Liste der glücklichsten Nationen sind sie nicht einmal mehr unter den ersten zehn, und was die Selbstmordrate an-

Ein paar Bemerkungen übers Wetter, eine unverfängliche Frage, und schon ist man im Gespräch.

geht, die zu Bölls Zeiten noch die niedrigste der Welt war, liegen sie heute im Mittelfeld. Auch das irische Zeitverständnis hat sich der europäischen Norm angenähert, was vor allem jenen schmerzlich bewusst wird, denen die Maschine einer irischen Billigfluglinie vor der Nase entschwindet; und derweil Böll heute zwar keine



«Poesie liegt auf der Strasse»: Autor Böll.

Mühe mehr hätte, eine handelswillige Bank zu finden, so würde es ihm doch kaum noch gelingen, auf Kredit über die ganze Insel zu reisen.

Die Geschichte des Alten im Scheinwerferlicht hat ihren Tiefpunkt erreicht. Der verprügelte Held hat alles verloren bis auf seinen Scharfsinn und die Zuneigung einer warmäugigen Schönheit. Der Uilleann-Pipes-Spieler greift in die Pfeifen und Klappen seines Instruments und entlockt der irischen Schwester des Dudelsacks ergreifende Töne; das Publikum sinkt tiefer in seine Theatersessel.

London en miniature

Auch Limerick hat sich verändert, seit Böll es – vergeblich auf Schüttelvers-Fröhlichkeit hoffend – besuchte. Die «kleine düstere Stadt», die sich dem Dichter «wie eine Fata Morgana des Regens» zu entziehen drohte, hat sich auf ihr georgianisches Erbe besonnen und die stattlichen Fassaden seiner Stadthäuser renoviert. Mit dem King John's Castle aus dem 13. Jahrhundert steht in Limerick an den Ufern des Shannon nicht nur eine der imposantesten Befestigungen dieser burgenreichen Insel, das Schloss beherbergt auch eine neueröffnete, dreidimensional modellierte und animierte achthundertjährige Lokalgeschichte, die Jung und Alt begeistert.

Die Universität, auf deren Campus das irische Kammerorchester seine Probe- und Aufnahmestudios hat, macht Limerick zu einem Zentrum für Bildung und Kultur, und die Stadt ist 2014 die erste irische City of Culture. Dies ist umso bemerkenswerter, als Limerick, im Gegensatz zu dem von James Joyce unsterblich gemachten Dublin, wenig Glück hatte mit literarischen Inkarnationen. Mehr als Bölls kurze Beschreibung reduzierte Frank McCourts 1996 erscheinender Roman «Die Asche meiner Mutter» den Ort auf einen fatalen Eintopf aus fiktional übersteigerten Vorurteilen; und dies just zu einer Zeit, als die «Gefängnismauern, Klostermauern, Kirchenmauern, Kasernenmauern» sich in ein London en miniature verwandelt hatten. Inzwischen hat die Stadt auch diesen Rückschlag verdaut, und in Stadtführungen sowie in einem Museum kann man dem von Frank McCourt zerschriebenen Limerick nachspüren.

Mit List und Geschick entkommt der Held dem übermächtigen Gegner. Der Alte im Scheinwerferlicht scheint um Jahre verjüngt. Manche seiner Zuhörer kennen Irland wie ihre Hosentasche, andere waren noch nie auf der grünen Insel, aber es macht keinen Unterschied, alle sind von der Geschichte betört.



«Mystisch dräuende Schönheit»: irische Achill Island.

«Der Stechginster blüht, die Fuchsien haben schon Knospen.» Auf Achill Island, wo Böll 1958 ein Cottage kaufte, folgen sich die Jahreszeiten wie eh und je. Natürlich hat sich auch in dieser vielleicht irischsten Ecke Irlands einiges geändert: Bunte Schirme von Kitesurfern hängen über den Buchten, im Coffee-Shop wird Latte macchiato serviert, in der Schule werden die Hausaufgaben für die Vierjährigen an die Wand gebeamt. In «Mastersons Bar» in Dugort, ein paar Schritte von Bölls Cottage – heute eine Künstlerresidenz – entfernt, hängt ein Nachruf auf den deutschen Literaturnobelpreisträger zwischen anderen vergilbten Artikeln. Auch die Erinnerungen an den Autor sind verblasst und überlagert von denen an andere interessante und interessierte Fremde, die sich hier zu einem Bier einfanden. Noch immer wird jeder an der Theke mit der wohlwollenden Neugier empfangen, die am Ursprung von Irlands legendärer Gastfreundlichkeit liegt. Ein paar Bemerkungen übers Wetter, eine unverfängliche Frage, und schon ist man im Gespräch, bei den Geschichten, die auch Böll hier hörte.

Der deutsche Dichter kam nicht unvorbereitet ins Land, in dem – so der Klappentext der Erstausgabe seines «Irischen Tagebuchs» – die Poesie auf der Strasse liegt. Bereits als Kind hatte er irische Legenden gelesen, und man könnte

mit Gisela Holfter, Leiterin des Zentrums für deutsch-irische Studien an der Universität Limerick, behaupten, dass er, schon bevor er den Fuss auf die Insel setzte, hier eine spirituelle Heimat gefunden hatte. Zweifellos war der Autor sich bewusst, dass er die Klischees, die er in seine Impressionen einfließen liess, vertiefte, und kokett warnt er im Vorspann zu seinem Buch, dass es dieses Irland, das er beschreibe, zwar gebe, «wer aber hinfährt und es nicht findet, hat keine Ersatzansprüche an den Autor».

«Priester, Nonnen, Biskuits»

Irland hat unter den Klischees nicht nur gelitten, sondern auch von ihnen profitiert. Der Export an «Priestern, Nonnen und Biskuits» hat zwar nachgelassen, dafür haben sich Pubs und Tanzshows hinzugesellt, die heute auf der ganzen Welt auf einträglich Weise irische Stimmung verbreiten. Das nach aussen projizierte Bild des irischen Pubs wurde so übermächtig, dass man in Irland während der 1990er Jahre in einer Mischung aus Geschäftstüchtigkeit und dem Bestreben, niemanden zu enttäuschen, alt-eingesessene Kneipen renovierte, um sie den vom Ausland gespiegelten Erwartungen anzupassen. Die Wirtschaftskrise hat die allzu dick aufgetragene Patina inzwischen gemildert und macht eine Unterscheidung zwi-

schen alten und neuen «echten» Pubs müssig. Von den vielen idealisierten, bewunderten, belächelten und auch geschmähten Eigenheiten der Iren ist deren Fähigkeit, die Höhen und Tiefen in ihrer Geschichte – namentlich auch die gegenwärtige Krise – zu absorbieren, ohne sich dabei zu kompromittieren, wohl ihre eindrücklichste, und sie macht diese Insel zu dem Ort, der auch sechzig Jahre nach Böll seine Leser und viele andere Besucher noch immer fasziniert.

Der Held im Scheinwerferlicht hat gesiegt, die Musiker setzen zum Finale an, der Alte – alias Daniel Rohr – verbeugt sich. Später in der Theaterbar ist man sich einig: Irischer hätte der Abend nicht sein können. Und wer kann sagen, wo Irland wirklich liegt? Ist es das alte, das neue, das reale Irland, das man heute in Dublin, Limerick oder auf Achill Island findet, oder das vorgestellte, das an diesem Abend zum Beispiel im Theater Rigiblick in Zürich in den Köpfen der Zuschauer entstand? Die Geschichte ist immer die gleiche, doch der Erzähler hat keine Ersatzansprüche, sollten die Sehnsüchte, die er in den Zuhörern weckt, nicht seinen eigenen Vorstellungen entsprechen.

Heinrich Böll: Irisches Tagebuch, 1957

Gabrielle Alioth ist Schriftstellerin. Sie lebt in Irland.

Vom Heimatfilm zum Oscar

In den dunklen Zeiten des Zweiten Weltkriegs sind die Familie Fueter und die angeheiratete Anne-Marie Blanc in der geistigen Landesverteidigung aktiv. Nach dem Krieg produzieren Fueters Tausende von Werbe- und Dokumentarfilmen und Kinohits wie «Grounding». Teil 2. Von René Lüchinger

An der Drehtür des «Baur au Lac» begegnen sie sich zum ersten Mal. Die junge Schauspielerinnen, noch keine zwanzig. Und dieser «kleine, drahtige, sehnige, unablässig energische und recht eigentlich unermüdliche Mann» – so notiert später der Schweizer Schriftsteller Werner Wollenberger über ihn. Sie selber pflegt zu sagen: Attraktiv ja, «aber schön war er gar nicht». Sie: Das ist Anne-Marie Blanc, «unglaublich hübsch, auffallend, zauberhaft schön», erinnert sich die grosse Maria Becker noch wenige Wochen vor ihrem Tod an die Schauspielerkollegin, die sie damals, im Jahr 1938, am Zürcher Schauspielhaus kennengelernt hatte. Er: Das ist Heinrich Fueter, gerade mit seiner Promotion in der Juristerei beschäftigt und mit der Aussicht vor Augen, in das Filmbusiness einzusteigen.

«Er hatte mich erobert»

Und so berühren sich also diese beiden Lebenswege zunächst nur für einen kurzen Augenblick an der Drehtür des «Baur au Lac», als dort im Herbst 1938 der Presseball steigt. Es ist purer Zufall. Die aus Vevey stammende Anne-Marie Blanc hat gerade ihre Matur absolviert, ist am 1. Oktober 1938 in den Zug nach Zürich gestiegen mit der fixen Idee, im Zürcher Ensemble Schauspielerei betreiben zu können – ihr Cousin Hans Fischer, Illustrator und Maler, hat für sie einen Vorsprechtermin beim Zürcher Intendanten Oskar Wälterlin erwirkt, und als dieser vorüber ist, meint der Herr Direktor: «Sehr hübsch, Fräulein, aber ich habe kein Geld mehr.» Zumindest ist sie engagiert als Elevelin ohne Gage, und am Abend, als der Presseball steigt, hat Anne-Marie Blanc am Pfauen noch die zweite Bäuerin in Schillers «Tell» gegeben – zwei Sätze Text, immerhin, und angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung ist das auch ein Einsatz im Dienste der geistigen Landesverteidigung.

Auch in bleiernen Zeiten verspüren blutjunge Schauspielerinnen Lebenslust, und so zieht sich Anne-Marie nach der Vorstellung ein schönes, weisses Kleid über, «ohne Décolleté notabene», wie sie einmal anmerkt, dafür mit etwas aufgemotzter, dem Anlass angemessener Oberweite, und schlendert also zusammen mit der ähnlich jungen, ähnlich zurechtgemachten Schauspielerkollegin Eléonore Hirt zu nächtlicher Stunde vom Pfauen hinunter zum See und dort direkt in die Arme des Heinrich Fueter. Dieser ist hin und weg von der jungen Frau und tut, was sich für einen Charmeur in dieser Lebenslage gehört. Er verspricht, einen Tisch zu organisieren, fordert sie zu

einem Tänzchen auf, und am Schluss des Abends ist er am Ziel: Er weiss fast alles über die junge Schauspielerin und vor allem auch, wo er sie wieder finden kann.

Einen gemeinsamen Operettenbesuch – «Gasparone» von Karl Millöcker – und einen Restaurantbesuch im «Veltliner Keller» später weiss auch sie fast alles von ihm: dass sein bereits verstorbener Vater jener Historiker gewesen ist, der umstrittene Bücher und als Auslandchef in der *Neuen Zürcher Zeitung* geschrieben hat. Dass sein Stiefvater der Literaturprofessor Robert Faesi ist – bekannte Namen der Zürcher Kulturszene zweifellos, die jedoch der zugezogenen Weltschen Anne-Marie Blanc absolut nichts sagen. Und die erfährt auch, dass der vor ihr sitzende Mann sein Studium als Skilehrer, Radiosprecher und Journalist verdient hat – von den Olympischen Winterspielen 1936 in Innsbruck habe er beispielsweise für die Basler *Nationalzeitung* oder den Berner *Bund* berichtet.

So viel Umtriebigkeit wirkt offensichtlich entwaffnend. «Er», sagt sie Jahre später über diese Zeit, «hatte mich erobert.» Am 8. März 1940 wird geheiratet – er tut es in der Uniform des Aktivdienstlers, und vieles in dieser Zeit ist geprägt von der grossen Politik, auch diese schnelle Vermählung: «Man rückte zusammen», meinen beide. Und dies durchaus auch im übertragenen Sinne. Heinrich Fueter wird zum Leiter des Unterhaltungsdienstes der Sektion Heer und Haus im Armeekommando berufen, eine Initiative, die auf einen Befehl von General Henri Guisan zurückgeht zur Stärkung des Wehrwillens der Truppe mittels Vorträgen oder Filmvorführungen.

Grosserfolg «Füsilier Wipf»

Bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ist Heinrich Fueter im Sinne der geistigen Landesverteidigung aktiv gewesen: 1938 ist er Produktionsleiter des Schweizer Spielfilms «Füsilier Wipf», der von der Schweizer Produktionsfirma Praesens-Film AG abgedreht wird – Gründer ist der Schweizer Filmpionier Lazar Wechsler, der Heinrich Fueter in seine Firma geholt hat und zu dessen filmischem Lehrmeister wird. Der Streifen wird ein Grosserfolg – 1,2 Millionen Schweizer strömen ins Kino; als Vorlage dient der Roman von Heinrich Fueters Stiefvater Robert Faesi. Vieles ist Familie bei den Fueters – so existiert auch jenes Bild zur Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich: Es zeigt Jenny Faesi-Weber, die zweite Frau von Robert

Faesi, und neben ihr den zweitgeborenen Sohn Heinrich Fueter, der, 28-jährig, als Koordinationschef der Landi für sämtliche Kulturveranstaltungen fungiert.

Der 10. Mai 1940, ein Freitag, ist ein besonderer Tag. Im Norden überfällt Hitlers Wehrmacht Belgien – das Land ist neutral wie die Schweiz. Im Schauspielhaus Zürich probt der jüdischstämmige Regisseur aus Österreich Leopold Lindtberg «Faust II» – doch die meisten Schauspieler haben nur eine bange Frage im Kopf: Überfällt der Nazi nun auch die Schweiz? Manch einer der Mimen – unter ihnen Kommunisten, Anti-Nazis, Juden und zahlreiche, die im Dritten Reich auf schwarzen Listen stehen – hat sich heimlich ein Fahrrad besorgt. Für alle Fälle. Sie haben auch mitbekommen, wie die Rämistrasse herunter immer mehr vollbepackte Automobile Richtung Innerschweiz davonbrausen. Es sind Zürcher, die das Hinterland ansteuern. Für alle Fälle.

Im Keller des Schauspielhauses sitzt an diesem Nachmittag eine junge Schauspielerin. Seit knapp zwanzig Monaten ist sie im Hause, hat ein paar kleinere Rollen gespielt und wird auch bei «Faust II» zu Kurzeinsätzen kommen – sofern das Stück in diesen unsicheren Zeiten überhaupt je aufgeführt wird. Jetzt hat Anne-Marie Blanc einen Pinsel in der Hand, malt an einem Baum für die Walpurgisnacht. Neben ihr steht Maria Becker und befestigt Blätter am noch nassen Stamm – die deutsche Exilantin ist eine Gefährdete.

Wer wird «Gilberte»?

An diesem Nachmittag wird Erstere ans Telefon geholt. Am Draht meldet sich ihr Gatte Heinrich Fueter. Seine Stimme klingt besorgt. Er ist längst eingerückt, und von seinem militärischen Posten aus kann er sehen, wie die Zürcher in Scharen die Stadt verlassen. Er fleht seine Frau an, sie möge umgehend zu Freunden in die Berge fahren. Für alle Fälle. Anne-Marie Blanc aber sagt nein. Meint, sie gehöre hierher. Ins Theater. Am 18. Mai, einem Samstag, um 19 Uhr ist Premiere von «Faust II». Seit zwei Wochen ist das Theater ausverkauft. Doch als der Vorhang aufgeht, sind viele Plätze leer. Etliche der gewöhnlichen Premierenbesucher haben sich aus dem Staub gemacht, während sich an den Kassen die Menschen drängeln. «Alle hereinlassen!», befiehlt kurzerhand der Schauspielhaus-Präsident Emil Oprecht.

1941 ist für die Familie Fueter ein spezielles Jahr: Heinrich Fueter wird gegen Ende des Jah-



Verzicht auf Hollywood: Filmproduzent Heinrich Fueter mit Ehefrau Anne-Marie Blanc; rechts: Margrit Rainer.

res kaufmännischer Leiter der Gloriafilm AG – eines Konkurrenten der Praesens, und damit etabliert er sich endgültig im schweizerischen Filmbusiness, während seine Gattin dank Fueters filmischem Lehrmeister und Praesens-Produzenten Lazar Wechsler die Leinwände der Schweiz erobert mit der Filmrolle, die sie schlagartig im ganzen Land bekannt macht: der Gilberte, einer Art weiblichem Füsilier Wipf, der Geschichte jener achtzehnjährigen Wirtstochter, die im elterlichen «Hôtel de la Gare» im heute jurassischen Courgenay die Gäste bewirtet.

Die Ortschaft nahe der französischen Grenze ist im Winter 1915/16 Truppenstützpunkt der Artilleriebatterie 38, und als sämtliche Urlaubsgesuche der Truppe zum Jahreswechsel abgelehnt werden, organisiert Gilberte für die einsamen Männer im blauen Rock ein Weihnachtsfest. Eine perfekte Filmkulisse zur Stärkung des

Wehrwillens zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, und das Lied zum Film mit den Zeilen «C'est la petite Gilberte, Gilberte de Courgenay, elle connaît trois cent mille soldats et tous les officiers ...» wird zum Ohrwurm der Aktivdienstgeneration. Das Filmplakat des Schweizer Militärmalers und Illustrators Friedrich Traffolet zeigt die Gilberte, umringt von glücklich dreinblickenden Soldaten im blauen Rock, darunter steht: «Ein Film aus der Grenzbesetzung 1914–18». Dass Anne-Marie Blanc diese die Soldaten bewegende und die Karriere fördernde Rolle erhält, liegt allerdings keineswegs auf der Hand. «Ein erbitterter Wettlauf um die Titelrolle spielt sich hinter den Kulissen ab», heisst es im Standardwerk «Geschichte des Schweizer Films», «Ditta Oesch – die persönliche Wahl der echten Gilberte –, Rita Liechti, Elsie Attenhofer und Anne-Marie Blanc bemühen sich um die Rolle

der vorbildlichen Jurassierin. Schliesslich trägt die zwanzigjährige Anne-Marie Blanc den Sieg davon, auf Drängen ihres Mannes Heinrich Fueter, des Produktionsleiters des Films.»

General Guisan an der Premiere

Protektion allein ist es freilich nicht, was diesen Zuschlag begründet. Anne-Marie Blanc kennt das Stück – es wurde bereits im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt mit ihr in der Rolle von Tilly –, und sie spricht einen charmanten welschen Akzent – ein Sechstel der Dialoge ist französisch –, und schliesslich hat sie bereits in zwei Filmen der Praesens eine überzeugende Figur gemacht. So wird Anne-Marie Blanc also die Gilberte, sie wird so zum Filmstar einer Generation. Die erste Aufführung des Streifens findet im Hauptquartier der Armee in Interlaken statt, und General Guisan

zeigt sich zufrieden mit dem Resultat. In Zürich wird der Film Mitte April 1941 im Kino «Urban» uraufgeführt – die echte wie die falsche Gilberte sind anwesend –, läuft in der Stadt zwölf Wochen lang und bringt dem Produzenten Lazar Wechsler insgesamt dreimal mehr ein als der seinerzeitige Filmhit «Füsli-Wipf» – ein durchschlagender Erfolg also. Die Gilberte jedoch bleibt auch jahrelang an der Blanc kleben wie die Sissi an der Schneider.

Derweil sammelt Heinrich Fueter bei der Gloriafilm einige cineastische Erfahrung: Er leitet den Bau des Filmstudios Bellerive im Zürcher Seefeldquartier – später wird dort das Schweizer Fernsehen einziehen –, baut eine Dokumentarfilmabteilung auf und bringt den «Star der Praesens, seine Gattin Anne-Marie Blanc», in die Gloria ein, wie es in der «Geschichte des Schweizer Films» heisst.

Familie geht vor

Als der Krieg vorüber ist, will Heinrich Fueter sich im Filmbusiness selbständig machen und sieht sich bei diesem Ansinnen mit einer Schwierigkeit der besonderen Art konfrontiert: Während des Kriegs waren im Rahmen der geistigen Landesverteidigung die staatlichen Gelder üppig in die Filmförderung geflossen – diese goldenen Zeiten sind nun vorbei. In einem bescheidenen Zimmer an der Seefeldstrasse 35 in Zürich gründet er also seine Firma «Dr. Heinrich Fueter – Filmberatung», spezialisiert sich auf Auftragsfilme, und einen ersten Werbefilm dreht er für die Uhrenfirma Eterna.

Daraus wird am 1. Januar 1947 eine richtige Filmproduktionsfirma: die Condor Films AG. Hunderttausend Franken an Aktienkapital müssen dafür gesammelt werden, und es sind viele aus Familie und Freundeskreis, die ihre Schatullen öffnen und zu Aktionären der ersten Stunde werden. Robert Faesi etwa, der Stiefvater. Oder Paul Fueter, ein Onkel. Eine Alice Mettler-Weber, Schwester der Mutter Jenny, geborene Weber. Oder eine Hedwig Müller, Zürcher Ärztin und letzte Partnerin des grossen Kurt Tucholsky, der sie «Nuuna» zu rufen pflegte – diese Frau hatte Heinrich Fueter über seinen Stiefvater Robert Faesi kennengelernt, und sie blieben ein Leben lang befreundet. Das grösste Investment bringt wohl die Gattin Anne-Marie Blanc: Sie investiert nicht nur ihre gesamten Ersparnisse, sondern verzichtet angesichts der Selbständigkeit ihres Gatten und der beiden Kinder – Peter-Christian ist fünfjährig, Martin ist drei – auf einen Vertrag mit den Universal Studios in Hollywood, der unterschriftsreif auf ihrem Schreibtisch liegt.

Im ersten Jahr schon produziert Condor einen Auftragsfilm für die Swissair. Ein aussergewöhnlicher Streifen ist das, der da unter dem Titel «Pionier der Lüfte» abgedreht wird. Ein Erinnerungsfilm für Walter Mittelholzer, den Pionier der Schweizer Luftfahrt, 1931 Mit-



Oscar für «Reise der Hoffnung»: A. Sinniger (l.), P.C. Fueter (z.v.r.), X. Koller, D. Hoffman (r.), 1991.

gründer der Swissair und selber ein Film- und Fotofreak der ersten Stunde – dieser ist Teilnehmer der Praesens von Lazar Wechsler gewesen, bei der Heinrich Fueter einst seine Sporen abverdiente.

Nun ist Walter Mittelholzer seit zehn Jahren tot – gestorben während einer Bergtour in der Steiermark –, und er hat laufende Bilder von Alpen- und Afrikaflügen, von Rettungsflügen auf den Spitzbergen hinterlassen, die von der Condor zu einem spektakulären Erinnerungsfilm zusammenmontiert und mit Alpenaufnahmen aus der modernen DC-4 arrangiert werden – ein Imagefilm der besonderen Art für das noch junge Schweizer Luftfahrtunternehmen und ein zeitgemässes Beispiel für das, was

Auftragsfilme zu leisten vermögen. Die Swissair ist denn auch seit der Gründung ein immer wiederkehrender Kunde der Condor, und so ist es wohl auch folgerichtig, dass der Sohn des Condor-Gründers, Peter-Christian Fueter, im Jahre 2006 den Kinohit «Grounding – Die letzten Tage der Swissair» produziert, bei dem Enkel Tobias Fueter neben Regisseur Michael Steiner für die Gestaltung des Films zeichnet.

Bereits der fünfte Film der Condor, der im Gründungsjahr 1947 abgedreht wird, ist ein spektakulärer, eigenproduzierter Dokumentarfilm. «Grat am Himmel» heisst der 22-minütige Streifen und zeigt erstmals aus dem Blickwinkel des Bergsteigers und durch das Auge einer 35-mm-Kamera die Besteigung des berühmten Eigers und auch den Abstieg mit kühnen Abseilpartien. Es ist das erste Mal überhaupt, dass Bilder einer Normalfilmkamera aus 4000 Meter Höhe zu sehen sind. Diese Produktion avanciert zu einem der erfolgreichsten Martinéefilme des Winters 1948/49 und wird «in Europa und im britischen «Empire» aufgeführt», wie Heinrich Fueter nicht ohne Stolz im Jahresbericht 1949 schreibt – beste Werbung für das Tourismusland Schweiz, beste Werbung auch für die noch junge Condor.

Legendäre Auftragsfilme

Und zur Werbung kommt das Glück: Im Winter 1948 sind in St. Moritz die Olympischen Spiele, und die Condor ist zur Stelle. Im Auftrag der britischen BBC TV und der NBC USA produziert die Fueter-Firma täglich Reportagen über die 5. Olympischen Winterspiele im Bündnerland, und daraus entsteht ein 82-minütiger Dokumentarfilm, der drei Wochen nach den Spielen in Skandinavien, Frankreich, Österreich und der Schweiz die Lichtspieltheater füllt.



Extrablatt! Extrablatt! Die Zeitungen sterben aus! Lesen Sie alles darüber!



Immer wiederkehrender Kunde: «Grounding – Die letzten Tage der Swissair», 2006.

Heinrich Fueter hat damit sein bedeutendstes filmisches Credo implementiert: Auch der Auftragsfilm ist Kunst. So entstehen legendäre Auftragsarbeiten. Etwa 1953 «Documenta Geigy» – und der Basler Chemiekonzern wird zu einem Dauerkunden. Oder 1960 «Operation Schweiz» im Auftrag des Eidgenössischen Militärdepartementes (EMD), der für eine starke Landesverteidigung wirbt. Oder 1965 «Die Migros heute», eine 53-minütige Schmalfilmproduktion in Cinemascope im Auftrag des Migros-Genossenschafts-Bunds (MGB).

Bis im Jahre 1966, als sich Heinrich Fueter aus dem Geschäft zurückzieht und die Leitung seinen Söhnen Peter-Christian, den alle nur P.C. nennen, und Martin übergibt, sind so innert knapp zwei Jahrzehnten rund 180 Unternehmens-, Industrie- und Dokumentarfilme entstanden – der Vater hat den ersten von insgesamt drei Herzinfarkten erlitten und muss kürzertreten. Er selber nimmt's mit einer guten Portion Selbstironie. Einmal sagt er zu diesem Thema: «Das erste Mal waren viele enttäuscht, dass ich davongekommen bin. Das zweite Mal war die Spannung nicht mehr so gross, weil meine beiden Söhne bereits im Geschäft waren, und auch beim dritten Mal – ach, man gewöhnt sich daran, und ich habe mich von den Schwestern im Waidspital mit einer Champagner-Party verabschiedet: *à la prochaine.*»

Am 13. Oktober 1979, abends, ist Heinrich Fueter knapp mit der Zeit. Zunächst eilt er durchs Niederdorf zum Kino «Frosch». Dort läuft die Condor-Produktion «Der Landvogt von Greifensee». Es gibt gute Nachrichten: Die Tageseinnahmen sind ansehnlich. Dann eilt er weiter zum Schauspielhaus. Dort steht die Gattin im Ibsen-Stück «John Gabriel Borkman» als Frau Borkman auf der Bühne. Am

Pfauen kommt er aber nie an. In der Zürcher Altstadt ist Heinrich Fueter tot zusammengebrochen. Er stand im 69. Lebensjahr. Eine Zäsur ist dies, aber kein Bruch.

Seine Söhne sind für die Nachfolge gut imprägniert. Es gibt diese Bilder: Martin Fueter, der Zweitgeborene, als Dreikäsehoch unter dem Dreibein einer Filmkamera sitzend, während über ihm laufende Bilder entstehen. Peter-Christian und Martin als Teenager in schauspielerischen Kurzeinsätzen im Dienste der väterlichen Firma.

Martin Fueter gründet im Jahre 1965 die Condor Commercials und entwickelt sich zum «unangefochtenen Doyen des Werbefilms» – so urteilte die *Weltwoche* einmal –, dieser technisch wie finanziell aufwendigsten Filmgattung, bei der Werbespots zu Mikrospielfilmen gerinnen. Cineasten mögen ob dieser Disziplin die Nase rümpfen, aber Martin Fueter liebt es, «Geschichten kurz, präzise, originell und leicht verständlich zu erzählen», wie er sagt, «damit sie im Gedächtnis haften bleiben».

«Lüthi und Blanc», «Eugen»

Mit dieser Haltung entstehen im Laufe eines Filmerlebens 3500 Werbespots. Und sein Bruder Peter-Christian verspürt Leidenschaft für die Fiktion. Noch knapp zehn Tage vor dem Tod des Vaters wird die vom ältesten Sohn produzierte Literaturverfilmung «Der Landvogt von Greifensee» im Zürcher Stadthaus erst-aufgeführt. Selbst Bundesrat Kurt Furgler gibt sich die Ehre. Die Firma floriert. 1987, beim Vierzig-Jahre-Firmenjubiläum, befindet sich der Sitz im Studio Bellerive, beschäftigt sind rund neunzig Personen – die Condor ist auch im europäischen Massstab zu einem grossen Filmunternehmen herangewachsen, und

einer der grossen Auftraggeber in diesen Jahren ist auch das Schweizer Fernsehen.

Doch dann kommt die Krise. Das nationale Fernsehen produziert seine Serien zunehmend selber. Im Condor-Studio Bellerive liegt teure Filminfrastruktur brach, und kostspielige Spielfilmprojekte, etwa in den USA, strapazieren die Liquidität der Firma. Die Fueters stehen Anfang der 1990er Jahre vor der Frage: verkleinern und Personal entlassen? Oder (Teil-)Verkauf an die Zürcher Tages-Anzeiger-Gruppe, deren Direktionspräsident Heinrich Hächler von einer Expansion in die audiovisuellen Medien träumt und ein Angebot für eine schrittweise Übernahme der Condor vorlegt?

Die Fueters aus der dritten Generation sind noch zu jung, um in diesen Prozess einzugreifen, und so bleibt nur der Verkauf. 1991, im Jahr, als die heutige Tamedia Mehrheitseignerin der Condor wird, gewinnt der von Peter-Christian Fueter produzierte Streifen «Reise der Hoffnung» von Regisseur Xavier Koller den Oscar für den besten ausländischen Film. Doch eine tragfähige Lösung ist die Verbindung mit Tamedia trotzdem nicht. 1998 macht sich der Oscar-Gewinner mit zwei Partnern selbständig, gründet die C-Films und schenkt der Schweiz in der Folge Erfolgsproduktionen wie die TV-Soap «Lüthi und Blanc» und die Kinoschlager «Mein Name ist Eugen» oder «Grounding». Und im Jahre 2005 beschliessen bei der inzwischen börsenkotierten Tamedia neue Manager, den Ausflug in das Filmbusiness wieder rückgängig zu machen, und veräussern ihre Condor-Aktien an leitende Angestellte der Condor.

Grossmutter und Enkelin auf der Bühne

Was bleibt? «Materiell», sagen die Fueters, «hält sich das Erbe in sehr engen Grenzen. Aber es ist ein reiches ideelles Erbe. Gewichtiger sind die Talente in der dritten Generation.» Drei Enkel von Heinrich Fueter sind als Regisseure, Cutter oder Produzenten erfolgreich unterwegs, ein weiterer ist bei SRF als Radiojournalist tätig, eine Enkelin ist Schauspielerin, eine ist Sängerin, eine weitere Produktionsleiterin. Im November 2004 verabschiedet sich auch die Grand Old Lady Anne-Marie Blanc von der Bühne. Sie tut es mit dem Stück «Savannah Bay». Sie tut es natürlich am Schauspielhaus Zürich. Und sie tut es zusammen mit ihrer Enkelin, der Schauspielerin Mona Petri. Erstmals stehen die beiden gemeinsam auf der Bühne. Philosophieren über das Leben und den Tod.

Anne-Marie Blanc sagt im Stück: «Ich war Schauspielerin.» Mona Petri, die Enkelin, präsentiert: «Theaterschauspielerin.»

Quellen: Curt Riess: Das Schauspielhaus Zürich. Sein oder Nichtsein eines ungewöhnlichen Theaters Bernhard Ruetz, Susanna Ruf: Heinrich Fueter (1911–1979). Produzent – Unternehmer – Filmpionier. Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 95

René Lüchinger ist Chefredaktor des *Blicks*.



Alte Märchen, neu erzählt: Nicole Bökhaus' modernes Aschenputtel aus der Serie «White Strangers».



Blut ist am Schuh

Von Daniele Muscionico

Zu den Tauben war sie immer gut gewesen. Also halfen heute die Tauben ihr: Plötzlich fielen vom Baum wunderschöne Gewänder! Es waren zwar nur Secondhand-Fummel, aber von feinstem Zwirn und Garn. Ein Hütchen, das einmal als Teekannenwärmer gedient hatte. Ein ferkelfarbenes Kunstleder-Etwas, an den Schultern schrullig ausgestopft, doch überall dort mit Pailletten besäimt, wo Männer am liebsten hinsehen.

Und die Schuhe! Tödliche Waffen! Biester, die ihre Zähne blecken und mit deren Hilfe Aschenputtel ihre Stiefschwestern ganz gewiss aussticht. Täuscht der Blick, oder klebt am Absatz nicht ein Fleckchen Blut? Und hängt nicht dort ein Haar im Geäst?

Alte Märchen, neu erzählt. Soziale Rührstücke für jedes Alter: Das ist der Stoff, aus dem die Mode ist. Das Garn, aus dem die Versprechungen der Werbung gewirkt sind, die längsten Beine und die schönsten Lügen. Es ist das Universum der Aschenputtels, die als *role model*, Schönheitsideale, von Fotografen für uns aus dem Hut gezaubert werden, als wären sie weisse Hasen.

Die Kreation hier stammt aus einer Bildserie namens «White Strangers», die die Fotografin und Grafikdesignerin Nicole Bökhaus inszeniert hat. Die Wahlschweizerin, die 2013 die Produktion des Circus Knie fotografierte, hat ein ganz besonderes Erkennungsmerkmal: Ihre Bilder sind oftmals mit einer Menagerie von Hunden, Leoparden und anderem exotischem Getier bestückt. In diesem Fall ist nicht die Fauna exotisch, sondern die Flora. Karmin-Lotus, Neon-Orchideen, Fadenfarne, schamhafte Moossteine, riesenblättriges Traumgebüsch.

Bökhaus zeigt ihre Arbeit an der grössten Werkschau für die Schweizer Fotografie, der Photo 14. Über hundert vornehmlich nationale Fotoschaffende präsentieren dort ihre aktuellen Bilder. Presse, Werbung, Kunst sind die Sparten, freie Arbeiten und Auftragsarbeiten werden vorgestellt.

So viel, so mehrheitsfähig. Doch das Glamour-Häubchen sind sie: Zwei Ikonen der Mode- und Werbefotografie aus den neunziger Jahren erklären im Rahmenprogramm zur Ausstellung ihre Sicht der Bilder-Welt. Peter Lindbergh, der Porträtist der Supermodels Naomi, Linda und Cindy. Und Oliviero Toscani, der Benetton-Provokateur. Sie sind der Teufel und sein Kutscher. Sie sind die Sprecher all jener, die gewillt sind, auch noch den letzten Glauben an die Moral von Bildern zu verlieren.

Photo 14, 10. bis 14. Januar, Zürich. www.photo-schweiz.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 2 (8) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 3 (2) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (*S. Fischer*)
- 4 (–) **Graeme Simsion**: Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 5 (4) **Robert Galbraith**: Der Ruf des Kuckucks (*Blanvalet*)
- 6 (7) **Jo Nesbø**: Koma (*Ullstein*)
- 7 (6) **Blanca Imboden**: Drei Frauen im Schnee (*Wörterseh*)
- 8 (3) **Alice Munro**: Liebes Leben (*S. Fischer*)
- 9 (9) **Henning Mankell**: Mord im Herbst (*Zsolnay*)
- 10 (10) **John Williams**: Stoner (*DTV*)

Sachbücher

- 1 (2) **Michelle Halbheer**: Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 2 (5) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic**: Christiane F. ... (*Levante*)
- 3 (1) **Guinness World Records**: 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 4 (6) **Rhonda Byrne**: Hero (*Droemer/Knaur*)
- 5 (7) **Guido Maria Kretschmer**: Anziehungskraft (*Edel*)
- 6 (–) **Ulrich Kühne-Hellmessen**: WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)
- 7 (–) **Christopher Clark**: Die Schlafwandler (*DVA*)
- 8 (–) **Mary C. Neal**: Einmal Himmel und zurück (*Allegria*)
- 9 (8) **Annemarie Wildseisen**: Mein Küchenjahr (*AT*)
- 10 (–) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: RTL

Ob hundert Jahre Erster Weltkrieg, vierzig Jahre «Kassensturz» oder siebzig Jahre Frank A. Meyer – die Zeitungen sind voller Artikel zu Jubiläen. Ein Jubiläum, das unser Kulturverständnis in hohem Masse betrifft, haben die Schweizer Medien letzte Woche dennoch grösstenteils ignoriert: dreissig Jahre RTL. Der deutsche Privatfernsehsender brachte uns «Tutti Frutti», Nachmittagstalkshows, «Baywatch», Castingshows, «Big Brother», die Dschungelshow und zahlreiche weitere Sendungen, die bei Bildungswächtern die Alarmglocken schlagen liessen, das Publikum aber liebte. Viele Formate, die bei der Einführung zu Protesten und Verbotsforderungen führten, sind heute etabliert und akzeptiert, selbst auf gebührenfinanzierten Sendern. Eine beachtenswerte Leistung. (rb)

Literatur

Wiederkehr des Verdrängten

Die 72-jährige Monika Maron zieht in ihrem neuen Roman Bilanz einer zerstückelten Biografie.

Von Pia Reinacher



Moralfrei: Autorin Maron.

Was den neuen Roman «Zwischenspiel» der deutschen Autorin Monika Maron auszeichnet, ist dieser lakonische, nicht emotionslose, aber doch distanzierende Blick auf die eigene Biografie. Denn es besteht kein Zweifel, dass sich in der Figur der 60-jährigen Ruth Monika Marons Alter Ego versteckt. Am deutlichsten wird das im unterkühlten Sound, der so typisch ist für Monika Maron.

Die deutsche Schriftstellerin gilt auch heute noch als kantiger politischer Kopf und wird deshalb regelmässig zu Talkrunden eingeladen. Wer hätte sich dabei nicht schon über diese himmlisch kratzbürstige Attitüde amüsiert, mit der sie unbotmässige Moderatorenfragen zu parieren pflegt: mit einem unnachahmlich gedehnten, nicht im Geringsten als rhetorische Frage getarnten «Wie meinen Sie das?», einer leicht disziplinierenden, gespielten Entgeisterung, in der das Unfolgsame unüberhörbar mitschwingt und eine winzige Massregelung des Moderators inbegriffen ist. Genau dieser Erzählton findet sich in ihrem Roman wieder, wenn auch milder und abgeklärter als auch schon – und er trägt beträchtlich zum Lesevergnügen bei.

Liebe, Enttäuschung, Überlebenszwang

Die Erzählklammer, die erst die Visionierung von Schuld, Verrat und Lüge in einem krisen-

haften Leben erlaubt, ist allerdings etwas künstlich: Ruth, die unter einer rätselhaften Sehstörung leidet, reist an Olgas Begräbnis. Dort trifft sie aber trotz GPS nie ein, sondern gerät auf Umwegen in einen düsteren Park. Es wimmelt an diesem düsteren Ort von Lebenden und Toten, die wie auf der Bühne des Welttheaters auftreten. Ruth verstrickt sich mit ihnen in Gespräche über Enttäuschung und Liebe, Verrat und Überlebenszwang.

Olga, ihre verstorbene Freundin, ist auch die Mutter ihres ersten Mannes Bernhard. Kurz vor der Hochzeit verlässt Ruth ihren Mann, während dieser auf einer Dienstreise in Thüringen ist. Ein Verrat; denn sie flüchtet vor dem behinderten Sohn aus einer früheren Beziehung, den Bernhard mit in die Ehe bringen will. Umgekehrt wird sie nach ihrer Emigration aus der DDR in der BRD von ihm verraten: Bernhard bespitzelt sie unter dem Vorwand von Besuchen bei der gemeinsamen Tochter kaltblütig im Auftrag der Stasi.

Und da ist Hendrik, der im Westen erfolgreiche Schriftsteller, mit dem Ruth in zweiter Ehe liiert ist und mit dem sie sich eines Tages aus der DDR absetzt. Nicht nur missbraucht dieser seine Freundschaft mit Bruno, einem vor Ideen sprühenden, aber labilen Gesellen, der nicht merkt, dass Hendrik nach den Streitgesprächen jeweils Notizen macht und alles in den eigenen Büchern verwendet – ihn aber, als er den Erfolg wittert, sitzen lässt. Bruno trinkt sich darauf zu Tode. Hendrik hintergeht aber auch Ruth, denn er verlässt sie wegen einer jüngeren Frau.

Nun könnte man meinen, Monika Maron präsentiere mit ihrem literarischen Verletzungs- und Schadenskataster eine Identitätsvorlage, in dem viele Leser partiell die Enttäuschungen aus dem eigenen Leben wiedererkennen. Das mag so sein und für viele Anreiz zur Lektüre. Das Besondere an diesem «Zwischenspiel», das zur Einsicht führt, dass es ein Leben ohne Schuld nicht gibt, ist die Abwesenheit jeder Form von Moralisation. Monika Maron setzt sich ohne Wertung, ohne Schuldzuweisung illusionslos mit dem Verdrängten auseinander, das bisher in den Verliesen des Unbewussten luftdicht verschlossen war.

Monika Maron: *Zwischenspiel*. S. Fischer, 2013. 192 S., Fr. 31.90

Die Wollust des Throns

Sopranistin Anna Netrebko und Tenor Jonas Kaufmann haben das Verdi-Jahr 2013 gerettet. *Von Christian Berzins*

Ab Januar 2013 beherrschte Richard Wagner die deutschen Feuilletonseiten, breit und dröhnend, wie es über die Jahre sonst nur noch Adolf Hitler schaffte. Berlin, Dresden und Bayreuth feierten den 200. Geburtstag von «Richard dem Einzigen» am 22. Mai überschwänglich. An Verdis Geburtstag am 9. (oder 10.) Oktober blieb es mehrheitlich still, selbst aus den Verdi-Pilgerorten Mailand und Parma war nichts zu hören.

Aber keine Angst: Verdi ist immer noch der meistgespielte Opernkomponist der Welt. Leider. Denn würden die Menschen Verdi so ehrfürchtig wie Wagner ehren, würden sie ihn viel seltener aufführen. Es wäre ein Glück, denn kein anderer Komponist wird so oft schlecht gespielt. Glücklicherweise gibt es Ausnahmen.

Aber auch eine Ausnahmekönnerin wie Anna Netrebko musste beim Einspielen ihres Verdi-CD-Rezitals einsehen, dass Sprechen schwieriger ist als Singen. Die Soprandiva beginnt ihr Verdi-Potpourri mit der berühmten Briefszene von Lady Macbeth. Die Russin rezitiert mit Nachdruck, aber jedes Wort tönt aufgeblasen künstlich, als würde da eine Märchentante schwerhörigen Kindern aus dem «Rotkäppchen» vorlesen. Dabei geht's hier um die blutige Krone Englands. Doch nach langen Worten kommt endlich der rettende Sprung hinauf zu «Ambizioso spirito» («Ehrgeiziger Geist»): Jetzt wird gesungen und geöffnet die Büchse der Pandora – voller Leiden und Triumphe.

Zucker für Stimmfetischisten

Netrebko hebt ab und macht klar: Vergesst das Girlie von einst – hier steht kein Sopranmodel, sondern eine Primadonna! Kein Macbeth der Welt wäre nach einer solchen Arie nicht bereit, den Mord am Thronrivalen auszuführen und diese Lady zur Königin zu machen.

In der zweiten Lady-Arie will «O voluttà del soglio!» («O Wollust des Throns») in rasender Ungeduld herausgeschleudert sein, nachdem Netrebko eben noch den rauchigen Atem der ewigen Ruhe beschwor.

Netrebko malt ein unheimliches Charakterbild dieser grauenvollsten Frauenfigur der Operngeschichte: dunkelrot die Stimme, scharf die Attacken, ausladend die Bögen. Vor dem berühmten Blutfleck in der Arie «Una macchia è qui tuttora» («Hier ist immer noch ein Fleck») schaudert es Netrebko zutiefst, kaum schafft sie, das «un» von «una macchia» zu sagen.



Unheimliches Charakterbild: Netrebko.

Der CD-Schluss aus «Il Trovatore» ist Zucker für die Stimmfetischisten. Und als wär's ein Gruss aus dem Jenseits, erklingt aus dem Hintergrund die Stimme Rolando Villazóns. Wir sind zurückgeworfen ins Jahr 2004, als Salzburg seinet- und Netrebkos wegen kopfstand. Der Ikarus-Flug des Tenors endete nach fünf Jahren, derweil Netrebko in den Opernhimmel aufstieg.

Dort oben thront auch der 44-jährige Jonas Kaufmann. Trotz etwas Rauch in der Stimme: Der Deutsche meistert in seinem Verdi-Rezital alles – mit Leichtigkeit «La donna è mobile», mit Kühnheit «Celeste Aida». Seine Art, den berühmten Schlussston zu singen, wird in die Geschichte eingehen. Kaufmann singt dieses hohe B tatsächlich pianissimo, und er weiss das von Verdi verlangte «morendo» («sterbend») so umzusetzen, dass man nach ewig langer Dehnung gar nicht mehr weiss, ob noch immer Kaufmanns Zauberstimme nachhallt oder ob's schon kollegiale Engelshilfe ist. Berührend auch sein Otello-Finale: Hier weht aus den Lautsprechern heisse Bühnenluft ins Wohnzimmer.

Jonas Kaufmann: The Verdi Album. CD, Sony 2013
Anna Netrebko: Verdi. CD, Deutsche Grammophon 2013

Christian Berzins ist Musikkritiker der Nordwestschweiz und der Schweiz am Sonntag.

Eine Art Testament

Von Peter Rüedi

Am 10. Januar vor einem Jahr ist George Gruntz gestorben. Er war zuletzt sehr krank – und unbeugsam wie je zuvor. Seine Ärzte konnten ihn nicht davon abhalten, Ende November noch einen Aufnahmetermin in den New Yorker Avatar-Studios wahrzunehmen. Die Mitglieder seiner Concert Jazz Band waren engagiert, darunter langjährige Weggefährten wie Lew Soloff, Dave Barger, Howard Johnson oder die Saxofonisten Chris Hunter, Larry Schneider, Donny McCaslin. Unter der eher wackligen dramaturgischen Leitidee «News Reel Matters», einer Art musikalischer Wochenschau, entstand so etwas wie eine biografische Skizze in sechs Stationen, wobei die Wochenschau-Idee nur gerade im Titelstück im engeren Sinn funktioniert (Gruntz' Sohn Felix hat gut daran getan, sich nicht chronologisch an den Grundeinfall zu halten). Es ist ein Zitat mit anschliessender «Übermalung» eines Auftritts, den der junge George 1958 als Pianist der Newport International Youth Band hinter Louis Armstrong hatte.

Es beginnt mit Armstrongs Solo über den alten Ohrwurm «On the Sunny Side of the Street», und zunehmend wird das Originaldokument «überschwemmt» mit neuen, aktuellen Klängen der GGCJB, eine kühne Armstrong-Reverenz von Trompeter Soloff inbegriffen. Die Piano-Passagen konnte GG nicht mehr wie vorgesehen nachreichen. Sein Freund Vladyslav Sendecki übernahm den Part und steuerte zwei schöne eingestreute Solo-Hommagen bei und ein «Goodbye GG» (über eine schlichte Melodie von Gruntz selbst). Schöne Arrangements (eine rasende «Cherokee»-Travestie), Balladeskes aus unterschiedlichster Zeit und Stilrichtung, darunter der Standard «Stella by Starlight», und, wie immer bei Gruntz, funkelnde solistische Flüge, zumal von den Tenoristen Donny McCaslin und Larry Schneider. Höhepunkt ist allerdings ein Hornsolo von Jeff Stockham über Horace Silvers «Nutville», ein auf dem schwierigen Instrument bislang unerhörtes Bravourstück. Eine Art Testament ist diese CD schon, aber eins ohne Sentimentalität und Nostalgie. Volle Power bis zuletzt. Anderes war von George Gruntz auch nicht zu erwarten.



George Gruntz Concert Jazz Band:
News Reel Matters.
Musiques Suisses
(Migros-Kulturprozent)
MGB Jazz 11

Top 10

Knorr's Liste

1	Le Passé	★★★★★
	Regie: Asghar Farhadi	
2	Blue Jasmine	★★★★★
	Regie: Woody Allen	
3	All is Lost	★★★★★
	Regie: J. C. Chandor	
4	The Lunchbox	★★★★★
	Regie: Ritesh Batra	
5	The Secret Life of Walter Mitty...	★★★★☆
	Regie: Ben Stiller	
6	Only Lovers Left Alive	★★★★☆
	Regie: Jim Jarmusch	
7	The Hunger Games: Catching...	★★★★☆
	Regie: Francis Lawrence	
8	Die schwarzen Brüder	★★★☆☆
	Regie: Xavier Koller	
9	Machete Kills	★★★☆☆
	Regie: Robert Rodriguez	
10	Der Medicus	★★☆☆☆
	Regie: Philipp Stölzl	

Kinozuschauer

1 (1)	Frozen	35 489
	Regie: Chris Buck	
2 (-)	The Hobbit: Desolation of Smaug	34 794
	Regie: Peter Jackson	
3 (-)	Der Medicus	34 064
	Regie: Philipp Stölzl	
4 (-)	The Secret Life of Walter Mitty	26 252
	Regie: Ben Stiller	
5 (-)	Die schwarzen Brüder	21 428
	Regie: Xavier Koller	
6 (3)	Fack Ju Göhte	15 636
	Regie: Bora Dagtekin	
7 (-)	Paranormal Activity	13 052
	Regie: Christopher Landon	
8 (2)	The Hunger Games: Catching Fire	9 620
	Regie: Francis Lawrence	
9 (-)	Buddy	9 382
	Regie: Michael Herbig	
10 (4)	Blue Jasmine	5 809
	Regie: Woody Allen	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (3)	Turbo (Fox)
2 (1)	Planes (Disney)
3 (4)	Pain & Gain (Rainbow)
4 (2)	Elysium (Sony)
5 (7)	Lone Ranger (Disney)
6 (6)	Ich – Einfach unverbesserlich (Universal)
7 (5)	Der Hobbit (Warner)
8 (10)	Kindsköpfe 2 (Sony)
9 (9)	Die Schlümpfe 2 (Sony)
10 (13)	World War Z (Rainbow)

Quelle: Media Control



Irgendwie naturtrüb: Naomi Watts als Lady Di.

Kino

Dürretal und Tränental

In «Diana», einem ersten Film über die «Königin der Herzen», lodert's wie in einem Groschenheft: Lady Di und ihr Herzchirurg. Von Wolfram Knorr

Im Hafen der schönen Künste hat, jedenfalls nach Ansicht der britischen Presse, die Havarie des Jahres 2013 stattgefunden: mit der Verfilmung von Kate Snells Herz-Schmerz-Biografie «Diana: Her Last Love». Regisseur dieses Absaufens ist auch noch ein Deutscher: Oliver Hirschbiegel. Angeblich wurde er von Produzent Robert Bernstein wegen seines Hitler-Porträts «Der Untergang» angefragt, was ja an sich schon richtungsweisend wäre. Kann aber auch sein, dass das Drehbuch von Stephen Jeffreys in der britischen Branche so begehrt war wie eine kontaminierte Zuckerrübe. Der kollektive Aufschrei wäre dann kein Ausdruck von Xenophobie, sondern die Bestätigung, dass die lausige Lovestory der einstigen «Königin der Herzen» nicht ansatzweise gerecht werden konnte.

Alice Schwarzer dürfte begeistert sein

Der Film behauptet nicht, ein Biopic zu sein oder abgründige Seiten der Charismatikerin zu enthüllen, sondern will lediglich ihre letzten zwei Jahre und ihre heftige Liaison mit dem pakistanischen Herzchirurgen Hasnat Khan (Naveen Andrews) illuminieren. Der nämlich, heisst es, sei ihre grosse Liebe gewesen. Und so tritt eine Blondine (Naomi Watts) in den Mittelpunkt, die eine aktive, aber auch sehr einsame Prinzessin markiert, irgendwie naturtrüb und orientierungslos ins Leben

blickt und trotzdem zu sagen scheint: «Sag der Liebe, dass ich komme.» Und die kommt in Gestalt eines drallbäckigen Arztes mit Teddybären-Knuddeligkeit, der sie – verfolgt von medialen Sittenstrolchen – rasch nach heimlicher, beschwerdefreier Kopulation lechzen lässt. Khan gehört zu jenen, von denen schon Margot Werner sang: «So ein Mann, so ein Mann, zieht mich unwahrscheinlich an», und selbst Alice Schwarzer dürfte von ihm begeistert sein. Er nützt die Prinzessin nicht aus, will kein Kapital daraus schlagen, sieht in ihr kein «Lustobjekt», sucht das genaue Gegenteil: Bescheidenheit. Dieser Kuschel-Franziskus waltet voller Demut seines Amtes und imponiert damit der vom Rummel entnervten Prinzessin.

Leider wird die grosse Liebe dramaturgisch ein ziemlich dürres Tal der Langeweile, durch das der geneigte Zuschauer schreiten muss. Deshalb dürfte er sich klammheimlich freuen, wenn das Glück ein Ende findet dank der Klatsch- und Boulevardpresse, die weder Nuklear- noch Naturkatastrophen aufwühlt, sondern Lady Dis Zustand. Wie eine Herde Bocksfüssiger fällt sie nun auch über den Edel-Mann her und macht aus dem Dürretal ein Tränental. Die Pressebengels hängen ihn und seine Liebe nämlich an die grosse Glocke und bringen diese dermassen in Schwung, dass ihm die Ohren bis zum Hörsturz klingen, was den

Herz doktor in seiner Sehnsucht nach dem stillen Glück zutiefst quält. Barsch befreit er sich und sucht das Weite – und Lady Di Trost auf den Jachten ihres nächsten und letzten Galans.

Hirschbiegel erzählt das professionell, und mit Naomi Watts hat er auch die Titelrolle prima besetzt. Allein das Drehbuch ist ein toter Briefkasten. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

La vie d'Adèle — Die in ihrer Ausführlichkeit expliziten Sexszenen sind es, die das Dreistundenepos von Abdellatif Kechiche berühmt gemacht haben. Schon in Cannes, wo es mit Recht die Goldene Palme erhielt, waren die freimütigen Sexszenen zwischen der siebzehnjährigen Schülerin Adèle (Adèle Exarchopoulos) und Emma (Léa Seydoux) das meistdiskutierte Thema. Mal hiess es, Kechiches Blick sei zu männlich, mal zu durchsichtig aufs Kommerzielle kalkuliert. Wie auch immer. Es geht vor allem um das Erwachen einer ersten Liebe, um Lust und Euphorie und um die Verwirrung einer Schülerin, die sich zu einer erfahrenen jungen Frau stärker hingezogen fühlt als zu einem männlichen Partner. Hinreissend gespielt und psychologisch meisterlich visuell umgesetzt. Die Story braucht den langen Atem, die langsame Entwicklung – und eben auch die Sexszenen, die wie eine Befreiung wirken. Keine Sekunde langweilig. ★★★★★



Hinreissend gespielt: «La vie d'Adèle».

Grudge Match — Mit ihren legendären Rollen kokettierend, Sylvester Stallone als Rocky (1976) und Robert De Niro als Jake La Motta in «Raging Bull» (1980), spielen die beiden Altstars zwei Boxrentner, die sich noch mal im Ring begegnen. Der Boxpromoter Dante Slate (Kevin Hart) wittert darin ein grosses Geschäft, was wohl auch besonders auf die



Boxrentner: De Niro (l.) und Stallone.

Produktion dieser Krachkomödie zutreffen dürfte, die mit den Grantlern den zurzeit gängigen Seniorentrend abgreift. Bewundernswert ist, wie es dem über siebzigjährigen Sylvester Stallone immer wieder gelingt, seine Kollegen dafür zu gewinnen. Robert De Niro zeigt sich dabei als ziemliche Schiessbudenfigur. ★★☆☆☆

Une famille respectable — Ein Professor kehrt nach langem Auslandsaufenthalt auf Einladung der Uni von Schiras in seine Heimat zurück und wird von seinem Neffen zu undurchsichtigen Handlungen überredet, die ihn schliesslich in Bedrängnis bringen. Der Iraner Massoud Bakhshi bleibt mit dem Spielfilmerstling stilistisch seinem Metier als Dokumentarfilmer treu. Dramaturgisch aufgebaut wie ein Thriller, erzählt der Film mit dokumentarischen Mitteln, um in die Mentalität der iranischen Mittelschicht vorzudringen. Das ist über weite Strecken ziemlich packend. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Wieso herrscht in Deutschland die Unsitte, ausländische Filmtitel mit bestenfalls unnötigen und schlimmstenfalls dümmlichen Untertiteln zu ergänzen?

J. D., Zürich



Grundsätzlich ist das schon ein Fortschritt. Es gab Zeiten, da galten Originaltitel als Kassen gift, und die Verleiher griffen zu irrwitzigen Titeln, aus Angst, eine wörtliche oder sinn gemässe Übersetzung mache zu wenig neugierig. Ein Beispiel: «The Infernal

Street» («Strasse des Infernos») titelte der deutsche Verleih mit «In der Gewalt der gelben Katzen». Der Gerechtigkeit halber muss man sagen, dass auch Originaltitel extrem dämlich sein können. 1969 hiess ein Amifilm «Betta, Betta in the Wall, Who's the Fittest Fish of All». Ziemlich hirnrissig. In Zeiten der Globalisierung setzt man immer häufiger auf Originaltitel, will aber auf Nummer sicher gehen und setzt was Deutsches darunter.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Immer wieder dienstags

Von Alex Reichmuth

Willkommen in der Welt der Gauner und Halunken! Wenn der Kommissar im Dienstags-Krimi jeweils den Mörder überführt hat, tritt sogleich ein anderer Fahnder am TV-Bildschirm auf. Mit tiefen Sorgenfalten und sichtlicher Empörung erzählt Ueli Schmezer, dass fiese Verkäufer wieder ahnungslose Kunden übers Ohr gehauen, geldgierige Firmenbosse wieder rechtlose Konsumenten abgezockt und rücksichtslose Produzenten wieder giftige Substanzen ins Essen geschmuggelt haben.

Seit 40 Jahren deckt der «Kassensturz» jeden Betrugsversuch auf. Etwa dann, wenn hilflose Senioren auf Werbefahrten über teure Teppiche angedreht bekommen. Wenn zwielichtige Gestalten falsche Gewinne versprechen. Wenn schamlose Versicherungskonzerne bedürftige Klienten hängen lassen. Oder wenn gar ein dickbäuchiger Schönheitschirurg einer jungen Schönheit an die Brüste greift.

Schmören im Live-Verhör

Das Urteil wird jeweils sofort vollzogen. Arglistige Übeltäter werden gnadenlos an den Pranger gestellt. Die Zuschauer erfahren den Namen des kaltblütigen Millionärs, der zu wenig Steuern bezahlt hat, und sehen das Firmenlogo des unverschämten Unternehmens, das seinen Kunden entsetzlichen Schund verkauft hat. Hat es ein Betrüger besonders hemmungslos getrieben, taucht ein Kameramann vor dessen Haustür auf und filmt sein entlarvendes Gestammel. Die schrecklichsten Schwindler werden ins Studio geschleppt und müssen im Live-Verhör schmören.

Nach etwas mehr als einer halben Stunde sind der entsetzliche Etikettenschwindel abgeklärt, die unglaubliche Täuschung enttarnt und der unsägliche Trick aufgedeckt. Man weiss Bescheid, welche Nusstorte am feinsten schmeckt, welcher Schlafsack am meisten wärmt und welcher Rollator am besten stützt. Die Konsumenten sind gerettet, die Firmenchefs bestraft und die Fernsehzuschauer zufrieden. Man kann beruhigt zu Bett gehen und das Licht löschen – bestens umsorgt vom «Kassensturz».

Kassensturz : jeweils Dienstag, 21.05 Uhr, SRF1

Wodka, kalt gestellt

Russischer Silvester in Zürich, Ansturm in Andermatt, das Geheimnis von Chodorkowski. Von Hildegard Schwaninger



Später Rutsch: Hotelbesitzerin Ljuba Manz.

Das neue Jahr hat angefangen, aber Silvester steht noch vor der Tür – für die Russen, die erst am 13. Januar feiern. Seit immer mehr Schweizer mit Russinnen verheiratet sind und russische Gäste zu uns kommen, rüsten Schweizer Hoteliers auf und stellen Wodka und Champagner für den Jahreswechsel nach julianischem Kalender kalt. Urmutter des russischen Silvesters in Zürich ist **Ljuba Manz**. Im Hotel «St. Gotthard» feiert man seit etwa dreissig Jahren, traditionell musizieren die Bolschoi-Don-Kosaken unter Leitung von **Petja Houdjakov**. Zum dritten Mal lädt das Hotel «Storchen» zum russischen Silvester. Hoteldirektor **Jörg Arnold**, dessen zweite Frau, **Inna**, Russin ist (früher Handball-Profi, heute Unternehmerin), feiert traditionell. Grosses russisches Buffet, Musik und Tanz, und mit viel Wodka werden Trinksprüche auf die Gesundheit, das Glück, die Liebe und die schönen Frauen ausgesprochen. Gast ist der ukrainische Botschafter **Ihor Dir** mit seiner hübschen jungen Frau Galina.

Im Kino «Riffraff» findet zur Einstimmung auf den Silvesterabend ein VIP-Abend mit dem Film «Glückspilze», der in St. Petersburg und der Schweiz spielt (mit **Gardi Hutter**), statt. Im Ballsaal des «Dolder Grand» findet am 18. Januar ein etwas verspäteter Silvesterabend statt (die Bewohner des grössten Landes der Welt sind auch mit Daten nicht so kleinlich), den **Alexander Peske**, Herausgeber der Zeitschrift

Russische Schweiz, organisiert. **Willy Tokarev**, der «russische Frank Sinatra», tritt erstmals in der Schweiz auf, die schmollmundige **Xenia Tchoumitcheva** moderiert, und die Preise sind, wenn man bedenkt, was man dafür bekommt (inkl. Vier-Gang-Menü), akzeptabel: 359 oder 500 Franken (in der ersten Reihe).

Das «Chedi» in Andermatt, **Samih Sawiris'** seit dem 22. Dezember geöffnetes Prestigeobjekt, hat exzellent gestartet. Hoteldirektor **Alain Bachmann**: «Das Interesse an unserem



«Völlig überrannt»: Hoteldirektor Bachmann.

Haus ist enorm, wir wurden völlig überrannt.» Lokale Touristen, Gäste aus dem Unterland wollten das Hotel besichtigen, was fast zu Konflikten mit Hotelgästen führte, die dann nicht

genug Platz hatten. Bachmann: «Wir bemühten uns, den Zugang zum Hotel zu managen. Wir baten auswärtige Gäste in die Bar und haben dann die Lobby und die anderen öffentlichen Räume für die Hotelgäste reserviert. Einige waren etwas erstaunt darüber, und es tut uns leid, wenn wir Gäste abweisen mussten, aber es war die einzige Möglichkeit, die Massen zu kanalisieren.» Einige Leute kamen von weiter her, andere waren auf dem Weg ins Tessin und dachten: «Wir kommen mal schnell hoch und schauen.» Am 31. 12. und 1. 1. wurde das «Chedi» für auswärtige Besucher komplett geschlossen, «weil die Hotelgäste sich nicht wohlfühlen, wenn wie im Museum Gruppen durchlaufen und Fotos machen, das verletzt die Privatsphäre». Und – Bachmann atmet erleichtert auf: «Ab jetzt ist das Hotel wieder frei zugänglich für alle, und wir hoffen, dass dann Besucher und Gäste aneinander vorbeikommen.»

Bachmann, der vor dem «Chedi» das «Ritz Carlton» in Moskau leitete, kennt sich mit Russland aus, trotzdem hat er zum russischen Neujahr nichts Spezielles organisiert. «Wir haben wegen der Hoteleröffnung andere Veranstaltungen auf ein Minimum reduziert, die russische Weihnacht wird erst nächstes Jahr institutionalisiert.»

Das Publikum im «Chedi», das Platz für rund 250 Hotelgäste hat, war gut durchmischt: Russische Gäste, die gern als grössere Familien reisen (junge Paare mit Kindern, und die Ba-



Ganz privat: Michael Chodorkowski (M.).

buschka ist auch erst 50), Schweizer, Deutsche, Gäste aus dem Mittleren Osten, aus Norditalien, einige aus Brasilien.

Und **Michael Chodorkowski**, der gegenwärtig prominenteste Russe in der Schweiz? Das Foto nach seiner Freilassung zeigt ihn zwischen seinen Eltern **Marina** und **Boris** sowie mit seiner Ex-Frau **Elena** und dem in New York lebenden Sohn **Pawel**. Seine zweite Frau **Inna** lebt in der Region Genfersee (Montreux), wo die 14-jährigen Zwillinge **Ilja** und **Gleb** ein Internat besuchen. Tochter **Anastasia** lebt in Moskau. Chodorkowski schont seine Privatsphäre, wo er Silvester feiert, bleibt ein Geheimnis.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Kutsche oder Hubschrauber

Die Filialleiterin Melanie Meier, 30, und der Rettungssanitäter Patrick Mathez, 34, haben kürzlich geheiratet. Das war kein Kompromiss.



«Wir ergänzen uns»: Ehepaar Mathez-Meier.

Patrick: Melanie wollte im Wald heiraten; ich in der Kirche: Wir einigten uns auf eine Kapelle. Oder: Melanie wollte eine Kutsche für den Transfer zum Restaurant. Ich wollte einen Hubschrauber: Wir einigten uns auf eine Limousine. Nur bei der Idee des Tafelmajors waren glücklicherweise keine Kompromisse möglich: Während des Apéros fand ein Überflug des PC-7-Teams der Schweizer Luftwaffe statt. Ein Highlight. Meiner Meinung nach.

Melanie: Wir ergänzen uns gut, obwohl wir eigentlich verschieden sind. Ich bin eher skeptisch und wäge die Dinge genau ab, Patrick entscheidet aus dem Bauch heraus, und was er sich in den Kopf gesetzt hat, will er gleich in die Tat umsetzen. Es müssen also zwangsläufig viele Kompromisse gemacht werden.

Patrick: Zuerst war ich an einer Kollegin von Melanie interessiert. Meine Kollegin Seline meinte jedoch, dass Melanie viel besser zu mir passen würde. Da mir die Meinung meiner Kollegin wichtig ist, händigte ich Melanie meine Handynummer aus. Ein paar Tage später besuchte sie mich bei der Arbeit, und wenig später küssten wir uns zum ersten Mal. Eines Abends gingen wir mit Kollegen ins Kino. Ich fragte Melanie, was nun sei. Sie sagte, dass wir es miteinander versuchen könnten.

Melanie: Aus dem Versuch sind sieben Jahre geworden. Es gab dann eine Zeit, in der wir uns oft gestritten haben und auch nicht wussten, wie es mit uns weitergehen soll. Wir enttäuschten und verletzten uns gegenseitig: so lange, bis das Vertrauen zerstört war.

Patrick: Es war für uns beide eine schwere Zeit. Der Neustart war kräftezehrend, aber im Endeffekt positiv. Nun war nicht mehr alles selbstverständlich, denn wenn einem etwas weggenommen zu werden droht, sieht man die positiven Seiten davon plötzlich viel besser als bisher. Der Fokus verändert sich. Damit es so bleibt, versuche ich, mir diesen Zustand jeden Tag bewusst in Erinnerung zu rufen.

Melanie: Zusammengefasst: Als wir grosse Probleme hatten, rannte Patrick nicht einfach weg. Er stellte sich der Krise, und wir gingen diese zusammen an. Er war auch in dieser Zeit, in der wir uns nicht so gut mochten, immer für mich da. Das zeigte mir, dass ich mich auf diesen Menschen verlassen kann. Es war ein gutes Gefühl, um die gemeinsame Zukunft anzugehen.

Patrick: Für mich war der entscheidende Moment unserer Liebe, als wir beschlossen, in den Kanton Thurgau zu ziehen. Damit ich die Ausbildung zum Rettungssanitäter absolvieren kann, kündigte Melanie ihren Job und liess ihre Familie im Aargau zurück – damit sie mit mir zusammen weggehen konnte. Das rechne ich ihr heute noch hoch an. Als klar war, dass ich in der höheren Fachschule angenommen worden war, kaufte ich Ringe. Melanie sass im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Ich beugte mich von hinten – quasi überfallartig – über das Sofa und stellte die Frage aller Fragen. Ich fand's gut, aber in den folgenden Jahren erwähnte sie immer wieder, dass ein Antrag auf den Knien doch hübscher gewesen wäre. Also entwickelte ich eine neue Idee.

Melanie: Als ich in unserem Hotelzimmer in New York auf dem Bett sass, tat Patrick, als stürze er zu Boden, und machte den Antrag, nun zwangsläufig auf den Knien, erneut. Ich war zu Tode erschrocken, sagte jedoch abermals ja.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Politik macht reich

Von Andreas Thiel — Wer in der Politik viel Geld macht, muss etwas von sich verkauft haben.

Thiel: Herr Ständerat Peter Bieri, das trifft sich gut, dass ich Sie gerade am Telefon habe, weil in der letzten *Weltwoche* las ich, dass Sie als Berufspolitiker rund eine Viertelmillion verdienen, und da habe ich ja doch noch einige Fragen an Sie, denn, wissen Sie, ich finde es falsch, wenn Politiker zu gut bezahlt werden, weil sie sich dann am Ende daran gewöhnen und in ein finanzielles Loch fallen, wenn sie nicht mehr wiedergewählt werden, sich aber als Parlamentarier einen viel zu hohen Lebensstandard angewöhnt haben, und dann werden sie plötzlich zum Sozialfall, und, oh mein Gott, da kommt mir ein furchtbarer Gedanke, stellen Sie sich vor, für die Karriere eines Berufspolitikers wäre die Wiederwahl so wichtig, dass er dafür alles sagen würde, was er denkt, dass die Wähler es hören wollten, und alles tun, was opportun wäre, nur um wiedergewählt zu werden, mein Gott, damit hätte man das Gegenteil dessen erreicht, was man erreichen wollte, denn man bezahlt doch die Politiker nur so gut, damit sie keine Schmiergelder annehmen, aber wenn die Existenz eines Politikers gänzlich von seiner Wiederwahl abhängt, dann wird er ja nicht nur schmierbar, sondern auch noch erpressbar, und zwar von jedem, denn jeder kann ihm jederzeit seine Stimme entziehen, und deshalb muss der Politiker selber Schmiergelder verteilen an die Wähler in Form von Wahlgeschenken, oder zumindest muss er allen viel Geld versprechen, welches er aber gar nicht hat, denn er will ja nicht zahlen, sondern im Gegenteil selbst viel Geld verdienen, darum muss er die Wähler anlügen und ihnen das Blaue vom Himmel ... mein Gott, unsere Politiker werden durch ein völlig falsches Anreizsystem zu notorischen Lügner gemacht, zu geldgierigen Monstern, wir verführen sie mit den hohen Bezahlungen für ihre Mandate geradezu ... mein Gott, Herr Bieri, ist das nicht ein schrecklicher Gedanke? Herr Bieri? Hallo? Hallo? Sind Sie noch dran?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Abgesang auf nihilistische Hipster: Stil-Ikonen Aguilera (l.) und Gaga in «The Voice».

Stilkritik

Disco liegt in der Luft

Die Pop-Grössen Lady Gaga und Christina Aguilera huldigten mit ihrem ersten gemeinsamen Auftritt bei «The Voice» dem Neo-Disco-Glamour. Kult oder Klamauk? Von Jeroen van Rooijen

Die beiden Pop-Diven galten öffentlich als verfeindet. Die Wahrheit kennt man seit jenem denkwürdigen Auftritt Ende des letzten Jahres, als Lady Gaga und Christina Aguilera der letzten Staffel der TV-Casting-Show «The Voice» die Krone aufsetzten.

Lady Gaga hatte soeben die erste Strophe ihres neuen Stampfers «Do What You Want» gesungen, als Christina Aguilera, die in der Sendung als Jurymitglied mitmacht, überraschend in einer übergrossen silbernen Muschel erschien und in das Lied einstimmte. Sie trug ein bodenlanges, vorne dramatisch hochgeschlitztes Abendkleid aus demselben Stoff wie Lady Gagas Bühnenkostüm. Aguileras platinblondes Haar war zur «Big Hair»-Friseur auf-toupiert und erinnerte an eine gebleichte Version derjenigen der legendären Disco-Diven Donna Summer oder Diana Ross.

Lady Gagas Kleid aus Gold-Lamé-Stretch hatte stark ausgepolsterte Schultern und weite Flügelärmel. Auch sie trug eine platinblonde Frisur mit Pony. Zum Schluss der kaum drei Minuten kurzen Nummer setzten sich die beiden auf eine Chaiselongue, herzten einander und stiessten mit Champagnerkelchen auf die Premiere im Disco-Style an. Auch wenn Gaga schon schrägere Kostüme trug, muss man sagen: ein starker Auftritt – stimmlich wie optisch.

Yves Saint Laurent kommt wieder

Kleidung ist nie nur Kostüm, sondern immer auch ein Indikator des Zeitgeistes – bei Popkultur-Seismografin Lady Gaga sowieso. Während Beyoncé übersexualisierte Outfits auf den allgegenwärtigen Einfluss der Pornoindustrie hinweisen (und langsam langweilig werden), zeigt Gagas jüngster Look an, dass

wir Glamour, Drama und Disco wieder in unsere Herzen schliessen dürfen. Und das ist tatsächlich auch die einzige neue Richtung, welche die vom nihilistischen Hipster-Style geprägte Mode derzeit noch einschlagen kann: in Richtung Chic.

Musikalisch ist Disco schon eine ganze Weile da, mit Daft Punks Giorgio-Moroder-Stil oder den unbeschwerten Hits von Pharrell Williams. Da will es gut passen, wenn sich Lady Gaga Kostüme schneidern lässt, die an die grossen Couturiers wie Yves Saint Laurent oder Halston erinnern. Letzterer war in den Seventies so etwas wie der Leibsneider der Disco- und Studio-54-Schickeria und harrt seiner Wiederentdeckung.

Und schliesslich gehören Camp und Trash heute genauso zum stilistischen Repertoire wie Coolness und Sex-Appeal. Eine neue Generation benutzt die Codes des schlechten Geschmacks heute ganz unbeschwert und gewinnt dem Disco-Glamour, für den sich die Älteren noch schämten, eine neue Qualität ab.

Disco liegt in der Luft. Machen wir uns bereit für weitere Hosen und Plateaustiefel. Holen wir die Bee-Gees-Platten vom Estrich. Und lasst uns wieder Frisuren tragen, nicht nur schlaff herabhängendes Haar!

Seifen für Rutschfeste

- 1 Gäste zu empfangen, ist ein soziales Ritual, bei dem es auch um die Inszenierung der eigenen Geschmackswelt geht. Das Minimum auf dem stillen Örtchen sollte eine ausgesuchte Flasche Flüssigseife sein, wie sie die Traditionsmarke Savon de Marseille mit verschiedenen Duftnoten herstellt. 500 ml kosten zirka 15 Franken. www.savondemarseille.com.
- 2 Äsop, den griechischen Begründer der Fabel, kennen heute nicht mehr viele. Aber immer mehr kennen Aesop, den coolen australischen «pharmacy beauty brand», dessen braune Flaschen und minimalistisch beschrifteten Tiegel mit wunderbar duftenden Reinigungs- und Pflegeprodukten gefüllt sind. «Resurrection Aromatique Hand Wash» duftet nach Mandarine, Zedernholz und Rosmarin und kostet 47 Franken (500 ml). www.aesop.com.
- 3 Kiehl's reicht bis 1851 zurück, als die gleichnamige New Yorker Apotheke gegründet wurde. Heute profiliert sich die

Marke gerne über Charity-Aktionen, was der Flüssigseife mit Aloe vera und Grapefruit-Essenzen nicht nur eine frische, sondern auch sympathische Note gibt. 250 ml kosten zirka 25 Franken. www.kiehls.ch.

- 4 Fans der englischen Lebensart schwören auf Molton Brown, die seit 1973 exklusive Crèmes, Öle und Waschlotionen herstellt. Heute beliefert die Kosmetikfirma Luxushotels in aller Welt. «Mulberry & Thyme Liquid Hand Wash» enthält u. a. Thymian und Salbei. 300 ml kosten etwa 39 Franken. www.osswaldparfum.ch.
- 5 Wer sich als Kenner des amerikanischen Lifestyles outen will, der stellt seinen Gästen eine Flasche von Mrs. Meyer's Clean Day mit rein pflanzlichen Essenzen hin. Die Gründerin, Thelma Meyer aus Iowa, hatte neun Kinder und wusste also genau, wie wichtig gute Waschmittel im Alltag sind. Verfügbar sind fünfzehn Duftnoten, eine 270-ml-Flasche kostet etwa vier Dollar. www.mrsmeyers.com.



Sparschäler «Rex»



Müheles und fein.

Wer einen treuen Weggefährten sucht, kann sich einen Hund kaufen. Und ihn Rex nennen. Besser ist es aber, man kauft sich einen Sparschäler namens Rex. Der lebt nämlich sicher länger als ein Hund. Nichts schält so zuverlässig, müheles und fein Gemüse und Obst wie das 1947 von Alfred Neweckerzal entwickelte und seither von der Firma Zena in Affoltern am Albis produzierte Küchengerät. Nichts verkörpert so elegant die optimale Formel von Funktion und Form wie dieser kleine Superstar, von dem jedes Jahr zwei Millionen Stück verkauft werden. Mit nur Fr. 3.90 ist er mit Sicherheit der günstigste Schweizer Designklassiker. www.zena.ch

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Ist es okay, mit dem Handy zu telefonieren, wenn man beim Coiffeur sitzt und angerufen wird? B. S., Baden



Ich habe inzwischen drei verschiedene Friseure in der Sache befragt – jeder zuckte etwas resigniert mit den Schultern und meinte, dass die Leute das halt so machen und ihnen meistens nichts anderes übrigbleibt, als es zu akzeptieren. Glücklicherweise sind sie darüber nicht, aber als Dienstleister müsse man sich den Gewohnheiten des Kunden unterordnen. Das sehe ich anders. Es ist unsympathisch, egoistisch und unhöflich, den Coiffeur in seiner Arbeit zu unterbrechen, weil man gerade telefonieren möchte. Wer Stil hat, der schaltet sein Gerät vor dem Coiffeurtermin aus oder zumindest auf lautlos und wartet mit einem Rückruf, bis der Haarschnitt gelungen ist. So viel Konzentration muss sein.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Bibel gegen Vampire

Von Peter Rüedi



Zu den Tricks, mit denen naive Konsumenten über den Tisch gezogen werden, gehört das Telefonmarketing. Radebrechend versuchen uns finstere Gestalten schlichtesten Bordeaux zu Preisen von Grand Crus anzudrehen. Damit hat der seriöse Weinhandel, welcher der Schweiz ein Angebot von weltweit einmaliger Vielfalt beschert, nichts zu tun. Allerdings sind die Preisdifferenzen auch unter seriösen Anbietern zum Teil eklatant. Dafür kann es Gründe geben. Ein Händler, der anstandslos jede als «Zapfen» reklamierte Flasche ersetzt, rechnet anders als ein Discounter, der solche Kulanz ausschliesst. Dennoch: Gerade bei prestigieöseren Bouteillen braucht es Erfahrung, um ein besonders günstiges von einem korrekten von einem überrittenen von einem unverschämten Angebot zu unterscheiden. Oder es braucht den «Vinfox», die Bibel gegen jede Form von Vampirismus im Weingeschäft.

Der Führer im Format eines Telefonbuchs präsentiert in der Ausgabe 2014 127 775 Angebote von 36 713 Weinen von 8568 Produzenten weltweit und liefert 75 970 Bewertungen. Und eben: Zahlen. Ob diesen, gewonnen aus den Preislisten von rund 300 Schweizer Weinhändlern, schlackern gelegentlich auch einem die Ohren, der nicht nach Schnäppchen giert. Gewisse Angebote bewegen sich in solchen Höhen, dass wir eine Präventionsstrategie des Bundesamts für Gesundheit (BAG) anzunehmen geneigt sind. Im Ernst: Der «Vinfox 2014» ist, einmal abgesehen vom Tageseinkauf bei Grossverteilern, schon für den Weinliebhaber mit durchschnittlichem Kaufverhalten ein unentbehrlicher Leitfadent. Oft ist er nach der Anschaffung einer einzelnen Flasche amortisiert. Nur zwei Beispiele: Wer bei Arvi in Melano eine Flasche des fabulösen Château d'Yquem 2007 erstein, spart gegenüber dem nächstgünstigen Anbieter Fr. 236.80. Andersrum kostet bei Marti in Wädenswil/Au der Toscana Rosso Eneo 2007 von Montepeloso mit Fr. 63.90 fast doppeltso viel wie bei Wermuth in Zürich (Fr. 37.80).

Neu: Der Käufer des «Vinfox 2014» erhält nun auch kostenlos Passwort und Zugang zur ständig aktualisierten Online-Version!

Vinfox. Der umfassende Wein-Einkaufsführer. Vinfox. 878 S., Fr. 139.–

Lektion in Gastfreundschaft

Geschmack und gute Laune in Los Angeles bei Wolfgang Puck, einem der erfolgreichsten Gastronomen der USA. Von David Schnapp



«California Cuisine»: Kreationen von Wolfgang Puck.

Ein guter Koch muss nicht zwingend ein guter Gastgeber sein, aber ein erfolgreicher Gastronom sollte das sein. Wolfgang Puck, gebürtiger Österreicher mit Jahrgang 1949, wanderte 1975 in die USA aus, brachte das Wiener Schnitzel mit und baute über die Jahre ein erstaunliches Imperium auf, das *fine dining* («Spago») ebenso umfasst wie Cafés oder die Kette «Wolfgang Puck Bar & Grill», wo es Fleisch vom Holzkohlegrill gibt oder die berühmte Pizza.

Listiges Spiel mit Erwartungen

Mittlerweile erstreckt sich Pucks Reich bis nach Japan, 5000 Angestellte arbeiten für die Gruppe. An diesem schönen Nachmittag aber ist Puck in Los Angeles in seinem Edelrestaurant «Spago», wo Geschäftsleute, schöne junge Frauen und anderes Hollywoodpersonal sich zum Lunch eingefunden haben. Das riesige Lokal, das sich teilweise in einem Innenhof befindet, ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Puck nimmt sich Zeit für jeden Gast, geht von Tisch zu Tisch, hält zwischendurch ein kurzes Meeting mit seinen leitenden Angestellten ab und beschäftigt sich auch noch mit seinem jüngsten Sohn Alexander Wolfgang, geboren 2006.

In dieser kalifornisch-luftigen Atmosphäre sind wir gespannt auf Pucks «California Cuisine», auch wenn in der Küche natürlich längst andere die Verantwortung haben: Lee Hefter

(Executive Chef) und Tetsu Yahagi (Chef de Cuisine) servieren eine Verbindung aus lokalen Bio-Produkten mit leichten asiatischen Noten. Das Menü beginnt mit einem würzig abgeschmeckten Thunfisch-Tatar in einem Sesam-Miso-Tuile, einer frischen Hamachi-Ceviche mit Zitrus-Ponzu-Sauce und Kaki oder einem leichten Tomatencracker mit Lachsmousse und Kaviar. Ein erstes Highlight ist das Kalbstatar, das im Knochen mit geräuchertem Mascarpone serviert wird.

Wolfgang Puck kommt vorbei und bekräftigt, dass er immer noch selber auf den Markt fährt, um die ausgezeichneten Zutaten zu besorgen, die einem im «Spago» serviert werden. Das «Szechuan Steak» etwa stammt von Rindern, die aus den Rassen Black Angus und Wagyu gekreuzt wurden. Das Fleisch ist perfekt kurz gebraten, hocharomatisch und schön eingebettet in etwas Pak Choi, Shitake-Pilze, Ingwer, etwas Chili und Jasminreis – eine aromatische Produktküche, die ausgezeichnet schmeckt und Spass macht, nicht zuletzt, weil Puck ein hervorragender Gastgeber ist, von dem manche Kollegen etwas lernen könnten.

«Spago Beverly Hills», 176 North Canon Dr., Beverly Hills, CA 90210. Telefon +1 310-385-0880
Wolfgang Puck ist Gastkoch am St.-Moritz-Gourmet-Festival, 27. bis 31. Januar 2014.
www.stmoritz-gourmetfestival.ch
Ausführliche Besprechung des Menüs mit Bildern auf www.dasfilet.ch



Auto

Der Donnerbalken

Der Audi RS6 verlangt Respekt – von seinem Fahrer ebenso wie von anderen Verkehrsteilnehmern. Von David Schnapp

Es gibt Autos, die machen einem ein wenig Angst. Einfach, wenn man sich mal ihre wichtigsten Kennzahlen anschaut. Der Audi RS6 ist so ein Auto – vor allem als Kombi, in der Form, in der er meist bestellt wird: V8-Biturbomotor, 560 PS, 700 Newtonmeter, von 0 auf 100 in 3,9 Sekunden, Höchstgeschwindigkeit 305 km/h (mit Dynamikpaket plus). Die Frage, wer so ein Auto braucht, stellen wir hier nicht, sie ist uninteressant, wenn man drin sitzt, den Startknopf drückt und gebannt dem bedrohlich anschwellenden Donnern zuhört, das die Startsequenz des Motors erzeugt.

Audi RS6 Avant

Leistung: 560 PS, Hubraum: 3993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 147 200.–; Testwagen Fr. 170 210.–



Es ist von Vorteil, diesen Wagen mit einem Mindestmass an Demut zu fahren. Der RS6 verschafft einem auf der Überholspur der Autobahn ebenso viel Respekt, wie wenn man damit vor einem Fünfsternehaus vorfährt. «Schönes Auto», sagt der Portier des «Vier Jahreszeiten» in München, wo ich zu tun habe und wo ausserdem ein Mercedes G-Klasse, ein Bentley Continental sowie ein Ferrari stehen, um nur einige zu nennen. Aber der Audi ist mit seiner Mischung aus Biederkeit (Kombi) und Rennwagen (Schürzen, Spoiler, ausgestellte Räder et cetera) eine Klasse für sich. Kaum je ist motorisierte Höchstleistung so unangenehm verpackt worden.

Trotzdem drehen sich an jeder Tankstelle Köpfe, wenn der Donnerbalken mit sonorem Wummern, als zöge in der Ferne ein Gewitter auf, vorfährt. Das Tanken übrigens ist ein Vergnügen, das man angesichts der Potenz der Maschine erfreulich selten hat. Am Ende habe ich auf 1362,1 Testkilometer im Schnitt lediglich 11,8 Liter verbraucht, das ist sensationell, wenn man sich die Leistungsdaten des Motors in Erinnerung ruft und wie leicht und gern man damit

die 200-km/h-Marke durchbrochen hat (nur auf entsprechend gekennzeichneten Autobahnen in Deutschland, selbstverständlich) oder wie oft man unnötigerweise einen Zwischenspur eingelegt hat, nur um sich davon zu überzeugen, wie schnell das immer wieder geht.

Ein einziges Aber

Kommen wir zum einzigen kleinen Ärgernis, das der RS6 mir verursachte. Es mag ein Detail sein, aber es spricht für eine gewisse Haltung, die man seinen Kunden gegenüber einnimmt. Es geht um den Anschluss von Telefonen. Der Weltstandard in dieser Frage heisst USB. Was in einem Kia, Toyota oder einem BMW selbstverständlich ist – der Anschluss von Telefonen beliebiger Hersteller via USB-Schnittstelle –, geht bei Audi nicht, denn hier hat man einen mit der restlichen Welt nicht kompatiblen Anschluss eingebaut. Wer sich damit verbinden will, muss für ein Spezialkabel 65 Franken bezahlen. Es ist, wie gesagt, ein Detail, das aber im Gesamtbild irgendwie unfreundlich und etwas kleinlich wirkt.

Fazit: Der Audi RS6 ist die schönste und vor allem schnellste Art, Kombi zu fahren: ein wunderbarer Motor, ein erstaunliches Fahrwerk mit einer Lenkung, so präzise wie das Skalpell in der Hand eines Starchirurgen – die Fähigkeiten des über zwei Tonnen schweren Wagens sind sehr überzeugend.



«Und die Sterne sind einfach gekommen»: Koch und Unternehmer Caminada, 36.

MvH trifft

Andreas Caminada

Von Mark van Huisseling — Er findet, was er macht, sei normal; Punkte und Sterne vergisst er. Wird man so der erfolgreichste Koch?

Wie läuft's, war es voll heute Mittag?» (Das Gespräch fand statt an einem Nachmittag vor Weihnachten.) – «Ja, wir sind sehr zufrieden, haben viel zu tun. Aber freie Tische sind da und kommen auf die Website; das wissen die Leute, wenn sie spontan vorbeikommen wollen.» – «Wie sieht's abends aus?» – «An Freitag- und Samstagabenden sind wir ausgebucht die nächsten acht Monate. Aber man findet auch abends Platz, man muss bloss anrufen.» – «Es stimmt also: Es gibt keine schlechten Standorte, nur schlechte Restaurants?» (Fürstenau, wo sich Schloss Schauenstein mit seinem Restaurant und der «Remisa», dem Café, befindet, liegt 25 Kilometer weg von Chur.) «Ja, als wir angefangen haben, vor zehn Jahren und mit vier Angestellten, wussten wir nicht, wer zu uns kommt. Wir wollten etwas machen, was es anderswo nicht gibt, und ein Gesamterlebnis bieten.» – «Und heute haben Sie einen Helikopterlandeplatz ...» – «Es

ist eine Wiese neben dem Schloss, auf der man landen kann.» – «... gibt es Gäste, die so anreisen?» – «Das gibt es immer wieder.»

Andreas Caminada ist Spitzenkoch (*Südostschweiz*); sein Restaurant eines der zehn teuersten der Welt (*USA Today*, 6-Gang-Menü 245 Franken) und das einzige der Schweiz auf der S. Pellegrino/Aqua Panna-Liste «The World's 50 Best Restaurants» (Platz 42). Die Gault-Millau-Prüfer bewerten es mit 19 Punkten, die des Guide Michelin mit drei Sternen. Caminada hat mehr als dreissig Mitarbeiter und ist zudem einer, «der sich selber sehr gut und sehr erfolgreich vermarktet» (*Berner Zeitung*); er verkauft Kalbsfond, Zitronenconfit, Caminada-Messer (von der Werkstatt Güde in Solingen hergestellt) oder ein eigenes Magazin (nicht von Ihrem Kolumnisten). Die ersten Bilder seines ersten Kinds – Finn Henry, geboren am 2. September 2013 – wurden in der *Schweizer Illustrierten* veröffentlicht («Der kleine Prinz»).

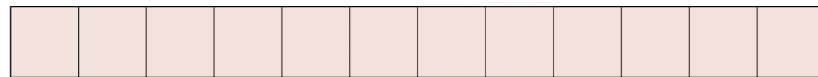
«Der Kampf um Punkte und Sterne sei hart, hört man. Weshalb tun Sie sich das an?» – «Mhm, also mein Ansatz war, in Fürstenau etwas zu machen; Sterne und Punkte waren sekundär. Ich habe nicht hier angefangen und gewusst, in spätestens vier Jahren will ich drei Sterne. Das hätte wirtschaftlich nicht funktioniert. Wir wollten uns verwirklichen, hatten einen Traum und, sicher, den Anspruch, besser zu sein als andere – und die Sterne sind einfach gekommen.» – «Einfach so?» – «Es war eine Entwicklung, natürlich. Auf einmal hatten wir 17 Punkte, waren aber immer noch zu dritt in der Küche. Dann haben wir uns schon drauf eingestellt, dass vielleicht noch mehr kommt. Und überlegt, wie wir das bewältigen. Wir haben nie gesagt: «Wir sind die beste Truppe der Welt», wir waren immer am Feuer löschen.» – «Ist es schwieriger, Sterne zu halten, als zu bekommen?» – «Ja. Die ersten zwei, drei Jahre realisierte ich das gar nicht, ich musste meinen Job machen, war jeden Tag im *Seich*. Heute denke ich schon: Was kommt jetzt noch?» – «Und, was kommt jetzt noch?» – «Das Ziel ist, Punkte und Sterne zu halten, weil ohne wahrscheinlich nicht viele Leute kommen. Aber ich will das Gesamterlebnis weiter trimmen, noch spezieller machen... Und ich vergesse die Punkte und Sterne.»

«Grosse Köche oder Gastronomieunternehmer, die ich kennenlernte, hatten etwas gemeinsam: Sie sind extrem [Anthony Bourdain war heroinsüchtig, Ferran Adrià arbeitete zwanzig Stunden am Tag, Gordon Ramsay war Marathonläufer und rauchte Kette]. Sind Sie auch extrem?» – «Ich würde sagen, nein. Für mich ist das normal.» – «Was sagen Ihre Mitarbeiter?» – «Klar, man muss schon Drive haben ...» – «Aber extrem muss man nicht sein?» – «Man muss immer suchen, nach Impulsen, neuen Wegen.» – «Sie wirken ruhig, locker ...» – «Ich bin ungeduldig, kann viel umsetzen an einem Tag, habe viel Energie, fast zu viel ... Ich habe aber gelernt, anders mit [dem Beruf] umzugehen, als nur mit Druck und Sich-Auffregen. Ich habe mit 26 hier angefangen, habe es zehn Jahre gemacht, und muss es noch 20 machen.»

«Was halten Sie von diesem Vergleich: Spitzengastronomie ist wie Free Jazz, sie interessiert Köche, aber überfordert Gäste?» – «Es gibt Köche, für die steht der «Wow»-Effekt im Vordergrund. Für uns steht der Geschmack im Vordergrund, es muss so nahe wie möglich am Produkt sein, unverfälscht.» – «Nach einem Essen im «El Bulli» habe ich geschrieben: «Aufregend, inspirierend, aber es machte nicht satt und nicht glücklich.» Falls einer so über ein Essen bei Ihnen schreiben würde ...» – «... hätte ich was falsch gemacht. Mein Ansatz ist klar. Jeder Gast muss sagen, wenn er rausgeht: «Es war ein super Gesamterlebnis.»»

Sein liebstes Restaurant: «Mein eigenes.» – «Und davon abgesehen?» – «Als Bündner das «Waldheim» in Laax oder die «Stiva Grischuna» in Sagogn. «Waldheim», Via Runs 6, Laax, Telefon 081 921 41 51 «Stiva Grischuna», Via Vitg Dado 5, Telefon 081 921 60 70

	1	2	3		4		5	6		7	8	9	10	
11							12							
13				14		15				16				
17						18			19					
20								21						
			22		23					24	25			
26		27								28				
29							30		31			32		33
		34		35					36		37			
38							39							
		40							41					
	42						43			44				

**Lösungswort** — Spektakel für Militärs

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die Kleidung mag nicht modisch sein, doch sie ist salopp. 7 Oft sorgt solch ein kleiner Ausgang für Entspannung. 11 Dort in Graubünden kann man im Ort Seen sehen. 12 Wie man (halb) im Versteckten so redet. 13 Mit ihm fühlt man sich garantiert unwohl. 16 Was der Rhein für Basel, ist die Moldau für dort. 17 Elend, und dazu dürrftig. 18 Ein richtiger Arbeitstag, und dies meist ohne Arbeit. 20 Der Artikel passt eher zu Männlichem. 21 Stoff, aus dem die Träume der Kolumbianer sind. 22 Sich wehren, und zwar so. 24 Sieht nach Regen aus, denkt Mister beim Gang durch das Luzerner Dorf. 26 Die Heilige aus Rom heisst wie das Sportidol aus der Schweiz. 28 Wasserquelle an öder Stelle. 29 Weitsichtige Brillenträger haben es immer dabei. 30 Heilsamer Doldenblütler, hilft auch bei Bauchgrimmen. 32 Damit ist das Mus wirklich einsame Spitze. 34 Sie sorgt bestimmt für Unterhaltung und Spannung. 36 Das tapfere Schneiderlein kannte sich damit aus. 38 Linsen, die so sind, sind am Rand dicker als in der Mitte. 39 Vielleicht hat er ganz einfach die Heimat satt. 40 Genau deshalb ist der Delinquent einer. 41 Ach du grüne Neune, mag der Spieler denken, der es nicht hat. 42 Folgt sie auf einen Brief, ist's was von der Post. 43 Sagten 2012 viele Franzosen zu Hollande. 44 Zum Beispiel zum Beispiel.

Senkrecht — 1 Er stellt sich vor, was er nach dem Treffen sein wird. 2 Schier göttlich, sich mit Speis und Trank so gütlich zu tun. 3 Der Name ist auch eisiger Sprung. 4 Wir lieben ihn oft über Generationen. 5 Ein Wert, dessen Ende am Anfang steht. 6 Was das Genie sagte, ist total relativ. 7 Ein Aufruf, der nur fast einer ist. 8 Beim Po, wo diese altherwürdige Stadt dann liegt. 9 Wiegt im städtischen Verkehr vergleichsweise schwer. 10 Man kann sich oder jemanden – Einsatz vorausgesetzt. 11 Aus Frankreich stammender Satellit der Erde. 14 Für Tolkien-Fans: ein Zwerg aus dem Hobbit. 15 Nach 75 Lichtjahren erreichen wir das Doppeltstern-System. 19 Womit ein Bau ganz einfach vervielfacht werden kann. 22 Er ist eine ziemlich klebrige Modeerscheinung. 23 Ein schöner Salat, vor allem, wenn man ihn im Munde hat. 25 Worauf man bestens fahren kann, oder dann spazieren. 26 Dorthin nach Osten blicken und dann gleich auch wundersam entrücken. 27 In Afrika als Land der tausend Hügel bekannt. 28 Indianerstamm mit Prärie-Kultur. 30 Er bietet Bergsteigern in den Pyrenäen einiges. 31 Die frühere französische Kolonie ist heute in Französisch-Guyana aufgegangen. 33 Schöner Markt innerhalb von eben dort am Lago Maggiore. 35 Geradezu mineralische Plauderei. 37 Fast schon eine Perle unter den Laubbäumen, bei Goethe königlich.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 349

Z	E	H	N	T	E		A	L	E	M	A	N	I	A
E		U		A	G	I	L	E		E		E	R	B
U	M	H	A	N	G		I	N	F	I	R	M	I	S
G	E	N	U	G		A	B	G	E	N	E	I	G	T
	U		G	A	R	N	I		U		I	S	A	R
S	T	A	U	S		G		S	E	I	Z	E		U
W	E	L	S		F	E	D	E	R		B	E	S	S
E	R	D	T	E	I	L		O	S	S	A		T	
B	E	A		K	R	A	E	U	T	E	R	T	E	E
E	R	B	S	E	N		B	L	E	U		E	I	D
N		R		L	I	V	E		I	S	L	A	N	D
	R	A	I	N	S		N	I	N	E		K	E	Y

Waagrecht — 1 ZEHNTE 5 ALEMANIA (span. f. Deutschland) 11 AGILE (Satellit und it. f. flink) 12 ERB (-schaft) 13 UMHANG 16 INFIRMIS 19 GENUG 20 ABGENEIGT 21 GARNI 22 ISAR 23 STAUS 25 SEIZE (franz. f. sechzehn, XVI.) 26 WELS 27 FEDER (-er) 28 BESS 30 ERDTEIL 32 OSSA 34 BEA 35 KRAEUTERTEE 39 ERBSEN 40 BLEU (franz. f. blau, salopp f. betrunken) 41 EID 42 LIVE (engl. f. lebendig, auch 1:1-Veranstaltung) 43 ISLAND (is heisst auf isländ. Eis) 44 RAINS (engl. f. trop. Regenzeit) 45 NINE (engl. f. neun und den Namen eines Rappers) 46 KEY (engl. f. Schlüssel)

Senkrecht — 1 ZEUG 2 HUHN 3 TANGAS 4 EGG 5 ALIBI (lat. f. anderswo) 6 LENG 7 MEIN 8 NEMISEE 9 IRIGA 10 ABSTRUS 14 MEUTERER 15 AUGUST 17 FEUERSTEIN 18 REIZBAR 20 ANGELA (weibl. Entsprechung von lat. angelus f. Engel; Merkel) 23 SWEBEN 24 ALDABRA 25 SEOUL 27 FIRNIS 29 STEINE 31 EKELN 33 SEUSE 36 EBEN 37 TEAK 38 EDDY

Lösungswort — **NATURWUNDER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLIESSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL MILGAUSS

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

